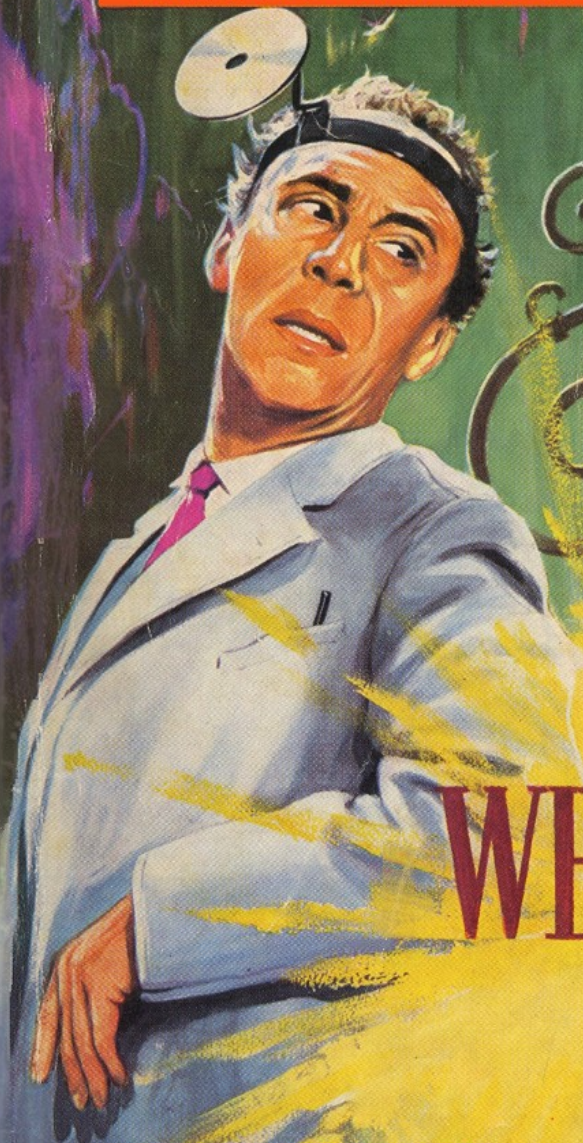


**TERRA** UTOPISCHE ROMANE  
*Science Fiction*

1. DM / Nr. 19  
Osterr. S. 7.

**SONDERBAND**



# WELTRAUM- PEST

**GEORGE O. SMITH**

**MOEWIG**  
VERLAG

ANTHONY BOUCHER, der Redakteur des bekannten amerikanischen Magazins FANTASY AND SCIENCE FICTION, nennt diesen Roman einen der besten SF-Romane des Jahres.



Sonderband 19

---

GEORGE O. SMITH

# Weltraumpest



---

MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel: HIGHWAYS IN HIDING  
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Günter Martell

Ein deutscher Erstdruck

---

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24, Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen – Preis je Band DM 1.– . Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1959. – Scan by Brrazo 04/2008. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt werden und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

*Der vorliegende Roman WELTRAUMPEST von George O. Smith wurde von Anthony Boucher, dem Redakteur des amerikanischen und mit dem HUGO ausgezeichneten SF-Magazins „Fantasy and Science Fiction“ als einer der besten SF-Romane des Jahres bezeichnet.*

*Das Zeitalter der Raumfahrt bringt auch neue Krankheiten, so die Mektstromsche Krankheit, die unbedingt tödlich verläuft. Der Körper des Menschen verhärtet sich und die Organe stellen ihre Tätigkeit ein. Da gelingt es zwei Gruppen von Menschen, den Krankheitsverlauf zu bändigen. Die Befallenen bleiben am Leben und werden zu steinharten Supermenschen. Die unterschiedlichen Ziele der beiden Gruppen führen zu einem unerbittlichen Kampf.*

*Die Weiterentwicklung der Menschheit hat den Telepathen in den Vordergrund gerückt, und eine Abart des Telepathen, den Esper. Der Unterschied zwischen beiden ist folgender: der Telepath kann Gedanken lesen, während der Esper lediglich mit seinen Sinnen ihm nicht zugängliche Gegenstände ‚espern‘, also gedanklich erfassen kann. In dem Kampf der Übermenschen spielen diese beiden neuen Eigenschaften der Menschheit eine große Rolle.*

*Ohne es zu wissen ist Steve Cornell ein Überträger der Krankheit und wird von den Mächtegruppen zur Verstärkung der Streitkräfte benötigt, denn niemand weiß, wie diese plötzlich so begehrte Krankheit entsteht. Und dann wird Cornell selbst ein Mektstrom – ein Übermensch. Die Geschehnisse nehmen eine überraschende Wendung.*

*Ein hervorragender Roman des bekannten Autors. Das ist unsere Meinung. Aber uns würde auch Ihre Meinung interessieren. Darum schreiben Sie uns, wie Ihnen WELTRAUMPEST gefallen hat – wie Ihnen die TERRA-Sonderbände gefallen! Wir werden bestrebt sein, stets Ihren Geschmack zu treffen.*

*Ihre  
TERRA-REDAKTION  
Walter Ernsting*

## *1. Kapitel*

Ich erwachte aus tiefer Bewußtlosigkeit. Ich lag nicht mehr unter schweren Trümmern eines Autos, sondern in einem Bett mit weichen Tüchern und einer leichten Decke, die über mich gebreitet war. Das war das erste, was ich empfand, als ich zu mir kam.

Mein ganzer Körper schmerzte. Meine Haut spannte. Ein dicker Verband bedeckte meine Augen; um mich herum herrschte Stille. Ich nahm mit meiner Nase den beißenden Geruch wahr, der nur in einem Krankenhaus zu finden sein konnte.

Ich versuchte meine Perzeption anzuwenden, aber ich konnte damit nicht mehr als nur ein paar Zoll weit vorausfühlen. Ich konnte das Bett und die weißen Tücher fühlen; aber das war auch alles.

Irgendein tapferer Mann mußte mich aus den Trümmern herausgeholt haben, bevor der Brennstofftank explodierte. Ich hoffte, daß der Betreffende, wer immer es auch gewesen sein mochte, auch Catherine gerettet hatte. Der Gedanke, ohne Catherine weiterleben zu müssen, war nicht zu ertragen; und um dieser Pein zu entgehen, ließ ich mich wieder in das gnädige Vergessen sinken.

Als ich dann wieder erwachte, war es hell, und eine angenehme Männerstimme sagte: „Steve Cornell. Steve, hören Sie mich?“

Ich versuchte zu antworten, aber kein Laut kam über meine Lippen. Nicht einmal ein heiseres Krächzen.

Die Stimme fuhr fort: „Nicht versuchen zu sprechen, Steve. Nur denken!“

„Catherine?“ dachte ich intensiv, weil die meisten Ärzte auch Telepathen und nicht nur Perzeptive sind.

„Catherine geht es gut“, antwortete er.

„Kann ich sie sehen?“

„Besser nicht!“ rief er schnell. „Ihr Aussehen würde sie zu Tode erschrecken.“

„Wie steht es mit mir?“

„Sie sind ganz schön zugerichtet, Steve: Gebrochene Rippen, komplizierter Schienbeinbruch, gebrochener Oberarm, Hautabschürfungen, Verbrennungen und ein Schock. Aber wenn Sie es interessiert – keine Spur von Mekstromscher Krankheit.“

„Mekstromsche Krankheit?“ dachte ich erschrocken.

„Vergessen Sie das, Steve. Ich untersuche immer meine Patienten daraufhin, das gehört zu meiner Spezialität. Machen Sie sich keine Sorgen.“

„In Ordnung. Wie lange bin ich schon hier?“

„Acht Tage.“

„Acht Tage? So lange?“

„Man hat Sie in schlimmer Verfassung hier eingeliefert, Steve. Aber jetzt, glaube ich, sind Sie soweit, daß Sie mir erzählen können, was überhaupt geschehen ist!“

„Catherine und ich wollten heiraten. Wir waren ausgerückt. Die meisten Paare tun das, seitdem die Entdeckungen des Rhine-Institutes auf dem Gebiete der ESP ein Privatleben so gut wie unmöglich gemacht haben. Dann hatten wir den Unfall.“

„Wie konnte das passieren?“ fragte der Doktor. „Perzep-

tive wie Sie fühlen doch gewöhnlich die Gefahr voraus, bevor sie noch zu erkennen ist.“

„Catherine machte mich auf ein eigenartiges Straßenzeichen aufmerksam, und ich schickte meine Perzeption zurück zu diesem Zeichen. Da fuhren wir über einen auf der Straße liegenden Ast und überschlugen uns. Das Weitere wissen Sie.“

„Pech“, sagte der Doktor. „Aber was war es denn für ein Zeichen, das Ihre Aufmerksamkeit so stark in Anspruch nahm?“

„Ein seltsames Zeichen“, dachte ich. Ein schmiedeeisernes Ding mit Schnörkeln und einem kleinen Kreis mit drei Speichen darüber. Eins der Speichen war teilweise abgebrochen. Dann, als ich mir überlegte, ob diese Speiche wohl heruntergeschossen worden war, passierte es. Krach –!“

„Das ist wirklich Pech, Steve. Aber Sie werden bald wieder gesund sein.“

„Danke, Doktor. Doktor –?“

„Es tut mir leid, Steve. Ich vergaß, daß nicht jeder Telepath ist wie ich. Ich heiße James Thorndyke.“

Viel später erwachte ich wieder; mein Geist war klarer. Ich stellte fest, daß meine Perzeptionsfähigkeit schon bis zur Wand und sogar ein paar Zoll weit durch die Tür dringen konnte.

In meinem Zimmer hielt sich eine Schwester auf – ganz in Weiß gekleidet. Ich versuchte zu sprechen und krächzte einmal – dann hielt ich inne, um Worte zu formen.

„Kann – ich sehen – wie geht es ihr? Wo ist –?“ Wieder hielt ich inne, weil die Schwester wahrscheinlich auch ein Esper war – genau wie ich – und den ganzen Satz hören

mußte, um zu wissen, was ich damit ausdrücken wollte. Nur ein Telepath wie der Doktor hätte meinen verwirrten Gedanken folgen können. Aber die Schwester schien mich trotzdem zu verstehen.

„Mr. Cornell? Sie sind aufgewacht!“

„Sehen Sie – Schwester –“

„Ich bin Miß Farrow. Ich werde gleich den Doktor holen.“

„Nein – warten Sie. Er sagte, daß sie auch hier wäre.“

Miß Farrow lachte freundlich. „Ihre Christine ist wohl auf. Sie ist noch hier, weil sie warten will, bis Sie ganz außer Gefahr sind. Sie werden sie bald sehen.“

Ihr Lachen klang unecht. Sie lief schnell aus dem Zimmer; gedanklich folgte ich ihr und bemerkte, wie sie sich draußen vor der Tür gegen die Wand lehnte und zu weinen begann. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie einen Fehler begangen hatte und wußte, daß ich dies erkannt hatte.

Catherine hat niemals Christine geheißen!

Und Catherine war niemals in diesem Krankenhaus gewesen, sonst hätte die Schwester ihren richtigen Namen gewußt. Und Miß Farrow war kein Esper, sonst hätte sie ihre Perzeption anwenden und auf der Heiratslizenz Catherines Namen lesen können. Miß Farrow mußte also ein Telepath sein, da ich nicht an den Namen, sondern nur an die Person meiner Verlobten gedacht hatte.

## 2. Kapitel

Gerade wollte ich mich im Bett aufrichten, als Doktor Thorndyke eintrat.

„Catherine?“ stieß ich flehend hervor.

Thorndyke drückte mehrmals auf die Klingel; dann erst antwortete er mir. „Steve“, begann er ruhig. „Ich will Sie nicht länger in Ungewißheit haken.“

„Reden Sie nicht wie die Katze um den heißen Brei!“ brüllte ich.

„Regen Sie sich nicht unnötig auf, Steve“, sagte Thorndyke. „Sie haben schlimme Tage hinter sich. Schock –“ Die Tür wurde geöffnet, und eine Schwester mit einer Spritze in der Hand kam herein. Thorndyke nahm die Injektionsnadel entgegen, und die Schwester verließ wieder den Raum. „Diese Spritze hier wird –“

„Nein! Nicht eher, bis ich weiß –“

„Ruhig, Steve“, sagte der Doktor wieder. Er hielt die Spritze vor meine Augen. „Steve“, fuhr er fort, „ich weiß nicht, ob Sie genügend Espertraining haben, um den Inhalt dieser Nadel zu erkennen. Wenn nicht, dann will ich es Ihnen sagen: Die Injektionsnadel enthält ein Neurohypnotikum. Dieses Mittel wird Sie nicht bewußtlos machen – nur beruhigen.“ Darin stieß der Doktor mit einer Schnelligkeit, die mich überraschte, die Nadel in meinen Arm.

Als die Droge zu wirken begann, fragte Thorndyke: „Steve, wer ist Catherine?“

Diese unglaubliche Frage ließ mich hochfahren. Ohne Spritze hätte ich wahrscheinlich einen Tobsuchtsanfall be-

kommen. Meine Gedanken kreisten nur um Catherine und das, was sie mir bedeutete. Der Arzt folgte diesen meinen wirren Gedankengängen auf telepathischem Wege.

„Steve, Sie haben nach Ihrem Unfall einen Schock erlitten. Es war gar kein Mädchen Catherine bei Ihnen. Es war überhaupt niemand bei Ihnen. Sie waren allein. Verstehen Sie?“

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Alles, was ich darauf antworten konnte, war: „Catherine war bei mir. Wir waren –“

„Steve, hören Sie mich an!“

„Ja?“

„Ich kenne euch Esper. Ihr seid empfindsam, mehr noch als die Telepathen. Ihr besitzt mehr Einbildungskraft –“

„Aber man muß doch an der Unfallstelle Spuren meiner Braut gefunden haben!“

„Wir haben nachgeschaut“, beantwortete der Doktor meine unausgesprochene Frage. „Es gab keine Spuren, Steve. Und nun nehme ich an, daß Sie nach Catherines Reisetasche fragen werden, die Sie neben ihre eigene in den Kofferraum des Wagens gestellt haben wollen. Es gab keine Spur von irgendeiner Reisetasche“, erklärte Thorn-dyke.

„Doktor“, fragte ich scharf, „wenn wir nicht zusammen-gewesen sein sollen, dann sagen Sie mir erstens einmal, warum ich eine Heiratslizenz in meiner Tasche trug; und zweitens, warum ich den Heiratstermin mit Pfarrer Towle in Midtown vereinbarte; und drittens, warum ich ein Doppelbettzimmer im Reignoir Hotel in Westlake reservieren ließ? Oder war ich vielleicht schon vor diesem Unfall ver-rückt?“

„Ich kann dazu nur sagen, daß an der Unfallstelle keine Spur gefunden wurde.“

„Sie haben doch in meinem Gedächtnis herumgegraben. Haben Sie Catherines Telefonnummer gefunden?“

Thorndyke blickte mich mit ausdruckslosen Augen an.

„Und dann haben Sie Catherine doch sicher anzurufen versucht, was fanden Sie dabei heraus?“

„Ich –“

„Die Hauswirtin sagte Ihnen, daß Miß Lewis nicht zu Hause, sondern auf ihrer Hochzeitsreise sei, und daß sie jetzt Mrs. Steve Cornell heiße. Habe ich recht?“

„Genau das.“

„Dann, zum Teufel, wo ist sie, Doktor?“

„Wir wissen es nicht, Steve.“

„Was sagte denn der Mann dazu, der mich aus den Trümmern herausholte?“

„Er war schon dort, als wir ankamen. Er ist ein Farmer namens Harrison. Einer seiner älteren Söhne war mit dabei, ungefähr vierundzwanzig Jahre alt. Phillip ist sein Name. Beide schworen später, daß keine einzige Spur, die auf ein Mädchen hätte hinweisen können, unter den Trümmern zu finden war.“

„Ach, was Sie nicht sagen!“

Der Doktor nahm einen neuen Anlauf. „Steve, die Gedanken eines Schockopfers sind unberechenbar. Nehmen wir einmal Ihren Fall an. Unter den anderen unglaublichen Dingen –“

„Unglaublich?“ keuchte ich.

„Immer mit der Ruhe. Lassen Sie mich ausreden. Wie können Sie schließlich von mir verlangen, Ihrer Geschichte

Glauben zu schenken, wenn die Aussagen einer ganzen Reihe von Zeugen dagegenstehen? Wie können wir Ihnen glauben, wenn Sie auch noch davon faselten, daß ein einziger Mann allein einfach den Wagen anhub, und der andere Sie von unten herauszog?“

Ich zuckte die Achseln. „Es ist möglich, daß ich mir dies eingebildet habe. Keiner könnte schließlich –“

„So geben Sie also zu, daß ein Teil Ihrer Geschichte falsch ist.“

„Das beweist noch lange nicht, daß der Rest auch falsch ist!“

„Die Polizei hat sich mit dieser Sache beschäftigt“, sagte der Doktor langsam. „Man ist auch nicht weitergekommen. Sagen Sie, Steve, hat Sie irgend jemand die Wohnung mit Miß Lewis verlassen sehen?“

„Nein“, sagte ich. „Keiner.“

„Nun, und darum müssen wir annehmen, daß Sie an einem Unfallschock leiden.“

Ich schnaubte wütend.

„Ist nicht vielleicht irgendeiner auf den klugen Gedanken gekommen, mich wegen Kidnapping, Mordverdacht oder Fahrlässigkeit am Steuer zu verhaften?“ fragte ich bitter.

„Ja“, entgegnete der Doktor ruhig. „Die Polizei hat dies in Betracht gezogen. Zwei ihrer besten Männer beschäftigten sich mit Ihrem Bewußtseinsinhalt.“

„Und was fanden sie?“ fragte ich wütend.

„Sie fanden, daß Ihre Geschichte durchaus ehrlich gemeint war. Sie haben nicht gelogen, denn Sie glaubten selbst jedes Wort, das Sie sagten. Aber das beweist nicht, daß Ihre Geschichte wahr ist.“

„Moment mal –“

„Es beweist aber eines; nämlich, daß Sie, Steve Cornell, nichts Böses gegen Catherine beabsichtigten. Man hat das alles überprüft.“

Ich grunzte abfällig. „Ist das alles, was Telepathen können? Ich werde mich von einem Scholaren eingehend untersuchen lassen.“

Thorndyke schüttelte den Kopf. „Das ist unnötig, Steve. Zwei der besten Männer haben das schon getan – Scholar Redfern und Scholar Berks –, beides Scholaren des Rhine-Institutes, *magna cum laude*.“

Ich war überrascht. Wenn ein Doktor der Psiwissenschaften sein Scholarenexamen am Rhine-Institut absolvierte, so bedeutete das schon etwas.

Thorndyke lächelte. „Sie waren doch auch nicht schlecht, Steve. Der zwölfte in Ihrer Klasse in Illinois, wenn ich mich recht erinnere?“

Ich nickte. „Mein Hauptfach war mechanische Findigkeit, nicht Psi. Ich wollte den Doktor Ing. machen, aber dann ging mir das Geld aus.“

Doktor Thorndyke nickte verständnisvoll. „Ich weiß, wie das ist“, sagte er. „Ich habe es auch nicht geschafft. Wohl bin ich ein guter Psi, aber ich bin eben nur Telepath und kein Esper, deren Fähigkeit, eine unfehlbare Diagnose zu stellen, im medizinischen Beruf von allergrößtem Vorteil ist. Obwohl ich mein Handicap kannte, hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, Scholar der Medizin zu werden, und ich habe meinen Plan auch noch nicht aufgegeben. Ich beschäftige mich mit der Mektstromschen Krankheit. Das ist mein Steckenpferd und gleichzeitig meine Chance, Scholar

der Medizin zu werden, Steve. Wenn ich nur Antwort auf die kleinste Frage finde, kann ich mir gratulieren.“

„Da haben Sie sich ja eine schwere Aufgabe vorgenommen“, bemerkte ich.

Und das stimmte auch. Otto Mekstrom war Techniker auf der White-Sands-Raumstation gewesen und hatte den ersten Flug Venus-Mars-Mond mitgemacht. Zwei Wochen, nachdem das Schiff wieder auf der Erde gelandet war, begannen Otto Mekstroms linke Fingerspitzen hart zu werden. Die Verhärtung kroch langsam weiter, bis seine ganze Hand so hart war wie Stein. Man untersuchte ihn, beobachtete ihn und machte die verschiedensten Experimente. Aber man konnte das Fortschreiten dieser unbekanntes Krankheit nicht aufhalten. Ottos Unterarm wurde so hart wie seine Hand. Schließlich amputierte man ihn bis zur Schulter.

Inzwischen wurden Otto Mekstroms Zehen an beiden Füßen hart, und seine andere Hand begann dieselben Symptome zu zeigen. Er starb, als die Verhärtung seine lebenswichtigen Organe erfaßt hatte.

Seit jenem Tage, ungefähr vor zwanzig Jahren, gibt es etwa dreißig solcher Fälle im Jahr. Alle tödlich, trotz Amputation und sonstiger modernster medizinisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse. Gott allein weiß, wie viele unglückliche Menschen außer diesen dreißig pro Jahr Selbstmord begangen haben, ohne das Medizinische Forschungszentrum in Marion, Indiana, aufzusuchen.

Nun, wenn Thorndyke der Krankheit auf die Spur kam, konnte keiner mehr behaupten, daß ein Telepath keinen Platz in der Medizin zu beanspruchen hätte. Ich wünschte ihm Glück.

### 3. Kapitel

Es ist besser, wenn ich die folgenden eineinhalb Wochen nicht in Einzelheiten schildere. Ich wurde als der Bräutigam bekannt, der seine Braut verloren hatte; versteckte Anschuldigungen einerseits und halb verdecktes Gekicher andererseits machten mir das Leben sauer. Unzählige Male wandte ich mich an die Polizei – zuerst als Bürger, der eine Auskunft einholt, später jedoch als Kläger gegen Unbekannt. Aber alles half nichts. Die Polizei mit ihren großartigen Psi-Burschen war selbst verwirrt. Ich sprach mit Telepathen. Wohl konnten sie mir sagen, was ich an dem Tage gefrühstückt hatte, als ich zum ersten Male zur Schule ging, aber das, was ich wissen wollte, waren sie nicht imstande zu erklären. Auch Esper konnten mir nicht weiterhelfen. Catherine war und blieb verschwunden.

\*

In der Hoffnung, Dr. Thorndyke könnte mir einen Fingerzeig geben, ging ich ins Hospital zurück.

Aber auch dort hatte ich Pech. Dr. Thorndyke war vor ein paar Tagen in das Medizinische Forschungszentrum versetzt worden; und da er gleichzeitig einen sechswöchigen Urlaub angetreten hatte, der ihn durch das Yellowstonegebiet führen sollte, ohne eine feste Adresse hinterlassen zu haben, konnte ich keinen Kontakt mit ihm aufnehmen.

Ich kaufte mir ein neues Auto, und wenige Stunden danach fuhr ich denselben Weg entlang, wo mich das Un-

glück ereilt hatte. Soweit ich konnte, richtete ich meine ESP in alle Richtungen. Ich fuhr sehr langsam.

Ich erreichte die Unglücksstelle und rief mir in Gedanken nochmals das Erlebte zurück.

Dann bog ich nach links ab. Während ich auf einem kurvenreichen Feldweg auf das Haus der Harrisons zufuhr, hatte ich mehr und mehr das Gefühl, mich einer toten Zone zu nähern.

Es war keine wirklich tote Zone, da ich immerhin noch einen Teil des Gebietes mit meiner Perzeption durchdringen konnte. Aber was die Einzelheiten des Hauses Harrison anbetraf, so konnte ich sie mehr mit meinen Augen erfassen als mit meiner angewandten ESP. Es war, als blicke man durch einen leichten Nebel, und je näher ich dem Hause kam, um so dichter wurde dieser Nebel.

Gerade an der Stelle, wo ich die tote Zone zuerst fühlte, stieß ich auf einen großen, wettergebräunten Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren. Er beschäftigte sich mit einem Traktor. Als er mein Auto hörte, blickte er auf und winkte. Ich hielt.

„Mr. Harrison?“

„Ich bin Phillip. Und Sie sind Mr. Cornell.“

„Nennen Sie mich Steve“, sagte ich. „Wieso aber wissen Sie, wer ich bin?“

„Ich erkannte Sie“, entgegnete er und grinste. „Ich habe Sie aus den Trümmern Ihres Wagens herausgeholt.“

„Danke“, sagte ich und gab ihm die Hand.

„Was kann ich für Sie tun?“

„Ich möchte gern einen Bericht aus erster Hand hören, Phil.“

„Da gibt es nicht viel zu erzählen. Dad und ich gruben Baumwurzeln aus – ungefähr 350 Meter von der Unglücksstelle entfernt. Wir hörten das Krachen. Ich habe genug Espertraining, um zu wissen, was geschehen war, und so wußten wir sofort, was wir zu tun hatten. Wir holten einen Flaschenzug und eilten damit zum Unfallort. Dad drehte die Winde und hob den zertrümmerten Wagen hoch, während ich einen Hechtsprung machte und Sie herauszog, bevor alles in die Luft flog. Wir hatten beide Glück, Steve.“

Ich brummte ein wenig und brachte es fertig zu lächeln.

„Ich nehme an, Sie wissen, daß ich immer noch versuche, meine Braut zu finden?“

„Ich hörte davon“, sagte er und blickte mich seltsam an.

„Alle sind davon überzeugt, daß Catherine nicht bei mir war“, fuhr ich fort. „Aber ich bin es nicht. Ich weiß, daß sie bei mir war.“

Er schüttelte langsam seinen Kopf. „Als wir das Quietschen der Bremsen hörten, esperten wir sofort die Unglücksstelle“, sagte er ruhig. „Wir fühlten Sie natürlich, aber sonst keinen. Selbst wenn das Mädchen kurz vor dem Unglück aus dem Wagen gesprungen wäre, hätte sie nicht so weit kommen können, um aus unserer ESP-Reichweite zu gelangen. Nein, sie war nicht dort, Steve.“

„Du verdammter Lügner!“ dachte ich.

Phillip Harrison verzog keine Miene. Er war also kein Telepath. Ich esperte die Magenmuskeln unter seiner losen Kleidung, um nach dem ersten Anzeichen von Wut zu suchen, aber nichts zeigte sich. Phil hatte nicht meine Gedanken gelesen.

Ich lächelte dünn und zuckte die Schultern.

Das Schweigen zwischen uns war bedrückend geworden. Da nahm ich Bewegung wahr, drehte mich um und sah ein Mädchen den Feldweg entlang auf uns zukommen.

„Meine Schwester Marian“, erklärte Phil.

Marian Harrison war ein sehr hübsches Mädchen; wenn ich nicht gefühlsmäßig an Catherine Lewis gebunden gewesen wäre, hätte ich keine Minute gezögert, ihr den Hof zu machen. Marian, ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, jung und gesund, war fast genauso groß wie ich – ein dunkles, braunhaariges Mädchen mit übermäßig großen, blauen Augen.

Wäre sie Telepath gewesen, so hätte sie bei den Komplimenten, die ich ihr in Gedanken machte, erröten müssen. Aber Marian schien keinerlei Notiz davon zu nehmen. Sie war also kein Telepath.

„Sie sind Mr. Cornell, ich kenne Sie“, sagte sie ruhig. „Wir haben großes Mitleid mit Ihnen.“

„Danke“, erwiderte ich düster. „Bitte verstehen Sie mich recht, Miß Harrison. Ich erkenne Ihr Mitgefühl an, aber was ich benötige, sind Taten, Informationen, Antworten. Wenn ich das habe, brauche ich kein Mitleid.“

„Natürlich, ich verstehe“, antwortete sie sofort. „Aber es haben sich wirklich keine Spuren finden lassen. Die Psi-Doktoren suchten nach Fußspuren, zerrissener Kleidung, nichts war zu entdecken. Nichts.“

„Aber wohin kann sie denn gegangen sein?“

Marian schüttelte langsam den Kopf. „Steve“, sagte sie leise, „soweit uns bekannt ist, war Catherine niemals hier. Warum vergessen Sie sie nicht?“

Ich blickte sie fassungslos an.

„Sie vergessen?“ stieß ich hervor. „Lieber würde ich sterben!“

„Oh Steve – nein!“ Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. Ihr Griff war so hart wie Eisen.

Ich stand da und überlegte, was ich als nächstes tun sollte.

„Es tut mir leid“, entschuldigte ich mich. „Es war nicht meine Absicht, Sie mit meinen Problemen zu belasten. Ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt gehe.“

Sie nickte. „Ja, bitte gehen Sie, aber besuchen Sie uns wieder, wenn Sie Ihr inneres Gleichgewicht wiedergefunden haben. Wir würden uns sehr darüber freuen.“

#### 4. Kapitel

Die folgenden sechs Wochen waren für mich deprimierend. Am Ende der vierten Woche erhielt ich ein Päckchen mit einigen persönlichen Sachen, die in Catherines Wohnung zurückgeblieben waren: ein Feuerzeug, eine Krawattennadel, einige Briefe und Bücher sowie etliche Papiere. Dieser kleine Karton erinnerte mich erneut an die hoffnungslose Lage, in die ich geraten war, und ich brauchte drei bis vier Tage, um einigermaßen wieder zu mir selbst zu kommen.

Dann erhielt ich eine Karte von Dr. Thorndyke. Das war gegen Ende der sechsten Woche. Die Karte zeigte eine sehr schöne Ansicht vom Yellowstonegebiet und enthielt folgenden Text:

*„Steve, als ich jene Straße, die Sie auf der rechten Seite der Ansichtskarte sehen können, entlangfuhr, wurde ich an Sie erinnert. Und so schreibe ich Ihnen nun, weil ich gern wissen möchte, wie es Ihnen geht. In ein paar Wochen werde ich mit meiner Arbeit im Medizinischen Forschungszentrum beginnen. Dort können Sie mich dann erreichen. Jim Thorndyke.“*

Ich drehte die Postkarte um und betrachtete sie kritisch. Dann hatte ich es: Am Straßenrand stand ein großes eisernes Zeichen, dasselbe, das indirekt die Schuld an meinem Unfall trug.

\*

Ein weiterer Monat verging. Ich hatte mich inzwischen mit meiner Lage schon ein wenig abgefunden und wieder etwas festeren Boden unter den Füßen. Der Unfall mit all seinen schrecklichen Folgen verblaßte. Catherine nahm den Platz einer verlorenen Liebe ein, von der man hofft, sie einmal wieder zurückzugewinnen.

Als ich eines Morgens erwachte, entschloß ich mich, zu den Harrisons zu fahren, um ihnen einen Besuch abzustatten.

Doch ich kam zu der vorgenommenen Zeit nicht weg. Um neun Uhr morgens läutete es. Als ich meine Perzeption die Treppe hinunterschickte, bemerkte ich zwei Männer, die in den Brusttaschen ihrer Jacken die goldenen Erkennungsmarken trugen. Es waren zwei Polizeibeamte.

Es hatte keinen Zweck, vorzugeben, nicht zu Hause zu sein, denn einer der Beamten war Esper, der andere Telepath. So wußten beide, daß ich in der Wohnung war. Also öffnete ich die Tür.

„Mr. Cornell, wir wollen keine Zeit verschwenden. Wir möchten wissen, wie gut Sie mit Doktor James Thorndyke bekannt sind.“

Ich hatte keinen Grund, etwas zu verbergen, und ich ließ den Telepathen in meinen Bewußtseinsinhalt eindringen.

Als der Telepath seine Inspektion beendet hatte, dachte ich die Frage: „Nun, warum dies alles?“

Der Telepath antwortete: „Sie sind der letzte, der eine Nachricht von Thorndyke erhalten hat.“

„Ich – was?“

„Jene Postkarte – sie war das letzte Lebenszeichen, das Thorndyke von sich gegeben hat. Er ist verschwunden.“

„Aber –“

„Thorndyke sollte vor drei Wochen seinen Dienst im Medizinischen Forschungszentrum in Marion, Indiana, antreten. Er meldete sich nicht. Wir suchten ihn und konnten seine Spuren bis zu einem gewissen Punkt im Yellowstone-tal verfolgen. Er hatte sich in einem kleinen Hotel telefonisch ein Zimmer reservieren lassen. Von da ab ist Mr. Thorndyke wie vom Erdboden verschwunden. Und nun, Mr. Cornell, möchte ich gern einmal die Postkarte sehen.“

„Selbstverständlich.“ Ich holte sie. Der Esper nahm die Karte, hielt sie gegen das Fenster und betrachtete sie eingehend im Licht. Ich stellte mich neben ihn, und wir espereten gemeinsam die Postkarte, bis jeder kleinste Punkt durchgegangen war. Aber nirgends entdeckten wir irgendeinen Code oder eine verborgene Bedeutung oder Botschaft auf der Karte.

Ich gab auf.

Der Esper schüttelte ebenfalls seinen Kopf und gab mir die Karte wieder zurück. „Keine Spur“, sagte er.

Der Telepath nickte. Er blickte mich an und lächelte dünn. „Wir sind natürlich an Ihnen interessiert, Mr. Cornell. Es handelt sich schon um das zweite Verschwinden, und Sie können uns keine Aufklärung geben – weder über den einen noch über den anderen Fall.“

„Ich weiß“, erwiderte ich langsam. Wieder begannen die Gedanken in meinem Hirn zu kreisen, gingen zurück bis zu der Straße und weiter bis zu dem Unglück.

„Wir werden Sie wahrscheinlich nochmals aufsuchen, Mr. Cornell.“

„Sehen Sie“, sagte ich fest, „wenn dieses Rätsel gelöst wird, werde ich der glücklichste Mensch auf diesem Plane-

ten sein. Ich will alles tun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen.“

Die beiden Männer ließen mich allein. Obwohl es schon recht spät war, entschloß ich mich trotzdem, meinen geplanten Besuch bei den Harrisons zu machen.

\*

Als ich an dem bewußten Zeichen vorbeifuhr, konnte ich nicht umhin, meine Perzeption darauf ruhen zu lassen. Zu meiner größten Überraschung mußte ich feststellen, daß irgend jemand die gebrochene Speiche repariert hatte.

Ich bog nach links ab und fuhr auf dem kurvenreichen Feldweg direkt auf das große Haus der Harrisons zu.

Es sah vernachlässigt aus. Der Rasen war ungepflegt, und überall lag schmutziges, zusammengeknülltes Papier. Die Rolläden an den Fenstern waren heruntergelassen, Fenster und Türen geschlossen. Das Haus lag verlassen, und kein Mensch war zu sehen.

Ein weiteres Verschwinden?

Ich drehte um, fuhr zur nächsten Stadt und ging zur Post.

„Ich suche die Familie Harrison“, sagte ich zu dem Beamten hinter dem Schalter.

„Warum? Die Leute sind vor etlichen Wochen weggezogen.“

„Weggezogen?“ fragte ich mit ausdrucksloser Stimme.

Der Beamte nickte. Dann lehnte er sich nach vorn und flüsterte vertraulich: „Es ist davon die Rede, daß das Mädchen von der Weltraumpest befallen wurde!“

„Mekstrom?“ hauchte ich.

Der Beamte ignorierte meine Frage und erwiderte: „Sie war ein nettes Mädchen. Es ist furchtbar.“

Ich nickte, und der Mann ging zurück zu den Akten. Ich versuchte, ihm mit meiner Perzeption zu folgen, aber die Akten lagen in einer kleinen toten Zone im hintersten Winkel des Gebäudes. Ich war enttäuscht, obwohl ich dies erwartet hatte.

Der Postbeamte kam mit betrübttem Gesicht zurück. „Sie hinterließen nur eine Deckadresse“, sagte er.

„Geben Sie mir die Adresse. Es ist äußerst wichtig, besser gesagt, es geht um Leben und Tod“, sagte ich, unglücklich dreinschauend.

„Tut mir leid. Eine Deckadresse bleibt eine Deckadresse. Wenn Sie mit der Familie Kontakt aufnehmen wollen, dann müssen Sie einen Brief hinterlassen, der nachgeschickt wird. Wenn die Leute Ihnen antworten wollen, so werden sie schon auf Ihren Brief reagieren.“

„Gut“, sagte ich. „Ich muß vorher noch etwas erledigen, dann werde ich wahrscheinlich zurückkommen und gleich direkt von hier aus schreiben.“

Der Beamte setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Ich grüßte und ging hinaus.

Nachdenklich fuhr ich zu der verlassenen Harrison-Farm zurück. Eigentlich wußte ich gar nicht, weshalb ich nochmals hier war. Nun, auf jeden Fall wollte ich durch das Haus gehen und sehen, ob ich was finden konnte.

Der Hintereingang war mit einem altmodischen Schieber verriegelt, der mit einem sogenannten „E“-Schlüssel geöffnet werden konnte. Ich unterdrückte aufkommende Skrupel und hob ein Stück gekrümmten Drahtes auf. Mit meiner

Esperfähigkeit war es ein Leichtes, dieses Schloß mit dem Draht zu öffnen.

Es konnte sich um kein plötzliches Verschwinden der Harrisons handeln, denn das Bild, das sich mir in allen vierzehn Räumen des Hauses bot, wies zweifellos auf einen wohlüberlegten Umzug hin.

Aussortierte Sachen, bewußt zurückgelassen, lagen zusammen mit leeren Kartons und Bindfäden auf dem Boden.

Langsam ließ ich meine Perzeption von Raum zu Raum gleiten. Aber um den Zeitpunkt des Umzugs festzustellen, reichte mein Perzeptionssinn nicht aus.

Ohne Ergebnis verließ ich das Haus und ging zu der Scheune, die gleichzeitig auch als Garage diente. Auch dort war das Ergebnis unbefriedigend. Nach den verschiedensten Spuren zu urteilen, mußte Phillip Harrison diesen Raum als Werkstatt benutzt haben.

Eigentlich wußte ich nicht, weshalb ich da so stand und die verlassenen Gegenstände esperte.

Träge bückte ich mich und hob ein Stück Metall vom Fußboden auf. Ich drehte es in meiner Hand hin und her, suchte mit meinen Augen die Stelle ab, wo ich das Metallstück gefunden hatte, konnte aber nichts weiter entdecken.

Schließlich schimpfte ich mich einen Narren und verließ die Scheune.

Draußen warf ich das Metallstück in das Gras und schloß dann die Garagentür wieder zu.

Ich weiß nicht, was mich dazu bewog, im Gras nach dem weggeworfenen Metallstück zu suchen. Auf jeden Fall hielt ich es wieder in der Hand und betrachtete es eingehend.

Es war die gebrochene Speiche des Straßenzeichens, die fehlte, als Catherine und ich verunglückten!

Ich fuhr die Straße entlang und hielt an dem bewußten Straßenzeichen an. Ich esperte das Zeichen. Ich war mir völlig sicher.

Das Metallstück, ein halber Zoll lang und ein viertel Zoll im Durchmesser, glich in Größe und Form genau der eingesetzten unebrochenen Speiche in dem Zeichen!

Dann bemerkte ich noch etwas. Das Ornament in der Mitte sah nicht genauso aus wie das, an welches ich mich erinnerte. Ich zog Thorndykes Karte aus meiner Tasche und verglich das Bild mit dem wirklichen Zeichen vor mir. Und ich wußte, daß ich recht hatte!

Wenn dieses kleine Metallstück, das ich auf dem Fußboden von Harrisons Garage gefunden hatte, nicht gewesen wäre, würde ich diese Feststellung niemals – in einer Million von Jahren nicht – gemacht haben!

Auf der Post schrieb ich folgenden Brief an Phillip Harrison:

*Lieber Phil, heute wollte ich Ihnen einen Besuch abstatten und mußte leider feststellen, daß Sie umgezogen sind. Ich möchte gern mit Ihnen Verbindung aufnehmen. Bitte, teilen Sie mir doch Ihre neue Adresse mit. Wenn Sie es wünschen, werde ich sie geheimhalten.*

*Was ich noch sagen wollte: Wissen Sie, daß Ihr Haus sich nicht mehr in einer toten Zone befindet? Jeder Durchschnittsper kann es mit Leichtigkeit durchforschen. Haben Sie jemals davon gehört, daß sich das Psi-Schema ändert?*

*Ach, und noch etwas: Das Straßenzeichen mit der gebrochenen Speiche ist ersetzt worden.*

*Bitte schreiben Sie mir und lassen Sie mich wissen, wie es Ihnen geht. Gerüchte sagen, daß Marian von der Meksstromschen Krankheit befallen wurde! Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich dies erwähne. Aber ich tue es deshalb, weil ich wirklich helfen möchte, wenn ich dazu in der Lage bin. Schließlich retteten Sie mein Leben, und das ist eine Schuld, die ich nie zu vergessen beabsichtige.*

*Freundliche Grüße*

*Steve Cornell*

## 5. Kapitel

Ich ging nicht zur Polizei.

Dort war ich den Beamten schon genug auf die Nerven gefallen; und wenn ich ihnen jetzt eröffnet hätte, daß ich auf eine Untergrundbewegung gestoßen sei, die mit den seltsamen Straßenzeichen in Verbindung zu bringen war, und daß auch das Verschwinden von Catherine Lewis und Dr. Thorndyke sowie der Wegzug der Harrisons damit zusammenhing, hätte man mich für völlig verrückt erklärt.

So schloß ich meine Wohnung ab und sagte jedem, daß ich eine Erholungsreise zu machen gedenke, um meine strapazierten Nerven ein wenig auszuruhen.

Dann fuhr ich los, mehrere Tage lang – ohne direktes Ziel. Im östlichen Teil Ohios stieß ich wieder auf einige dieser verdächtigen Straßenzeichen.

Sie sahen aus, als ob sie erst vor kurzem aufgestellt worden wären.

Ich folgte der Straße. Die Zeichen wurden neuer und neuer, bis ich schließlich vor mir einen Lastwagen sah, der mit diesen Straßenzeichen beladen war.

Ich beobachtete die Männer, wie sie die Zeichen an der Straße aufstellten.

Es hatte keinen Zweck, diesen Leuten Fragen zu stellen, und so fuhr ich in schnellem Tempo an ihnen vorbei. Mein Ziel war jetzt Columbus.

\*

Konservativ gekleidet, stellte ich mich beim Staatskommissariat für Straßen- und Autobahnbau vor.

Ich wurde von Büro zu Büro geschickt, bis sich endlich ein Untersekretär meiner annahm. Sein Name war Houghton. Ob er Telepath oder Esper war, spielte keine Rolle, da das Kommissariatsgebäude inmitten einer toten Zone stand.

Ich sagte dem Beamten, daß ich ein Bürger von New York sei, der sich für die neuen Straßenzeichen in Ohio interessiere.

„Das freut mich“, antwortete er lächelnd.

„Ich nehme an, daß diese Zeichen weit mehr kosten als die großen schwarz-weiß-emaillierten?“ fragte ich.

„Ganz im Gegenteil“, versicherte er stolz. Und dann erging er sich in weitschweifigen Schilderungen über Massenproduktionskosten – wie eben ein echter Bürokrat.

Ich war froh, mich in einer toten Zone zu befinden, denn wenn Houghton gewußt hätte, was ich über ihn dachte, würde er mich glatt hinausgeworfen haben!

Schließlich überreichte er mir stolz eine Straßenkarte, auf der sämtliche Straßen im Staate Ohio, die bereits die neuen Zeichen trugen, säuberlich eingezeichnet waren.

\*

Es war eine neugebaute Straße. Die Zeichen führten mich Meile um Meile.

Ich wußte nicht, was ich eigentlich verfolgte und wonach ich suchte; aber ich war auf der Spur von irgend etwas. Und dieses Etwas suchte ich.

Am Nachmittag, ungefähr auf halbem Wege zwischen Dyton und Cincinnati, fand ich es. Eine der Speichen in einem Zeichen fehlte.

Fünzig Yards weiter lag eine Kreuzung.

Ich bremste scharf. Ich saß am Steuer und überlegte. Was war der nächste Schritt? Welche Richtung sollte ich jetzt einschlagen?

Die Erinnerung kam mir zu Hilfe. Die Speiche im Zeichen nahe der Harrison-Farm hatte linker Hand gefehlt, und die Harrisons hatten auf der linken Straßenseite gewohnt. Also wies die fehlende Speiche den Weg! Hier fehlte die Speiche rechter Hand, und so bog ich nach rechts ab.

Einige hundert Yards weiter stieß ich auf ein Mädchen, das mir entgegenkam. Ich hielt an. Sie blickte mich an, lächelte und fragte mich, ob sie mir behilflich sein könnte.

Ich nickte. „Ich suche ein paar alte Freunde“, sagte ich. „Habe sie jahrelang nicht mehr gesehen. Harrison heißen sie.“

Das Mädchen lächelte. „Ich kenne hier in der Gegend keine Harrisons.“

„Nein?“

Nach kurzer Überlegung wiederholte sie: „Nein, ich kenne keine Harrisons.“

Ich grunzte.

„Sind Ihre Eltern zu Hause?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete sie.

„Dann werde ich zu ihnen fahren und sie ebenfalls fragen.“

Sie zuckte die Schultern. „Bitte“, sagte sie schnippisch. „Wollen Sie mich zur Farm mitnehmen, Mister?“

„Los, steigen Sie ein!“

Sie schien Interesse an meinem Wagen zu haben. „Ich habe noch nie in solch einem Auto gesessen“, sagte sie. „Neues Modell?“

„Ja.“

„Schnell?“

„Wenn Sie wollen, können wir es probieren. Aber mehr als fünfzig Meilen wären nicht ratsam auf diesem holprigen Feldweg.“

Sie lachte.

„Ich fahre gern schnell. Mein Bruder fährt sechzig auf diesem Weg.“

Ich drehte auf. Da sprang ein aufgescheuchtes Kaninchen aus den Büschen und kreuzte unseren Weg.

Ich wollte ausweichen. Dabei wurde das Auto aus der Fahrtrichtung auf die danebenliegende Wiese geschleudert. Zum Glück jedoch gelang es mir, den Wagen in der Gewalt zu behalten.

Das Mädchen hatte sich fest an meinen Arm geklammert, um nicht von ihrem Sitz herunterzufallen.

Ihr Griff war wie ein hydraulischer Schraubstock. Mein rechter Arm wurde gefühllos und meine Finger ebenfalls taub, so daß ich mit der Linken den Wagen weitersteuern mußte.

Tief holte ich Luft, als wir anhielten. Ich schüttelte meine Hand, um sie wieder beweglich zu machen.

„Es tut mir leid, Mister“, sagte sie atemlos, ihre Augen weit aufgerissen, das Gesicht totenblaß.

Ich nahm ihre Hand in die meine. „Sie haben einen sehr kräftigen Griff.“

Das Fleisch ihrer Hand war hart. Ich überlegte.

Noch nie hatte ich einen Fall Mekstromscher Krankheit gesehen.

Ich blickte auf ihre Hand und sagte: „Junge Dame, wissen Sie, daß Sie ein weit fortgeschrittener Fall von Mekstromscher Krankheit sind?“

Kalt traf mich ihr Blick. Mit harter Stimme sagte sie: „Jetzt müssen Sie aber mitkommen!“

„Den Teufel werde ich –!“ brüllte ich los. Ich dachte nicht daran, mir von einer Siebzehnjährigen befehlen zu lassen.

„Machen Sie keine Dummheiten. Sie werden mitkommen. Oder soll ich Ihnen einen Kinnhaken geben und Sie ins Haus tragen?“

Ich mußte unbedingt etwas versuchen, um zu entkommen, doch –

„Jetzt sind Sie aber sehr unklug“, sagte sie frech. „Sie sollten eigentlich wissen, daß man einen Telepathen nicht an der Nase herumführen kann! Und wenn Sie mich etwa anzugreifen beabsichtigen, so werde ich Sie zusammenschlagen, daß Sie für eine Woche erledigt sind!“

Ich hatte eine Idee. Meine Perzeption lief auf Hochtouren, und während ich das Mädchen von Kopf bis Fuß musterte, dachte ich die schmutzigsten Gedanken, die je in einem Hirn existieren konnten. Zwangsläufig nahm das Mädchen diese meine Gedanken auf. Völlig schockiert, nahezu betäubt, saß sie da. Ich nutzte die kostbaren Sekunden. Blitzschnell griff meine Hand zur Tür an ihrer Seite.

Ein Druck auf den Knopf, und die Tür schwang zurück. Gleichzeitig versetzte ich dem Mädchen einen Stoß, daß es kopfüber aus dem Wagen rollte.

Sofort gab ich Gas und raste davon. Die Tür schlug durch das rasante Anfahren von allein wieder zurück.

Wie ich entkommen sollte, wußte ich noch nicht. Alles, was ich momentan wünschte, war, Zeit zu gewinnen. Ich fuhr auf das Haus zu, umkreiste es in wilder Fahrt und raste dann den Feldweg wieder zurück – der Straße zu.

Das Mädchen stand auf dem Feldweg und wartete auf mich, als ich mit sechzig auf sie zuraste. Ein langer, stahlharter Arm streckte sich aus, griff in den Rahmen des offenen Fensters an meiner Seite – ein Sprung, und das Mädchen stand auf dem Trittbrett.

Mit ihrer freien Hand griff sie nach dem Steuer.

Ich wußte, was jetzt geschehen würde. Sie würde ganz einfach das Steuer herumreißen, ich würde an einen Baum oder in einen Graben geschleudert werden, und während ich bewußtlos war, würde sie mich über ihre Schulter nehmen und mich in das Haus schleppen.

Doch ich kam ihr zuvor, riß das Steuer herum und fuhr haarscharf an einem Baum vorbei, so daß das Mädchen vom Trittbrett heruntergerissen wurde.

Ich hörte einen Schrei, als ihr Körper gegen den Baum schlug. Für jeden normalen Menschen hätte dies den Tod bedeutet, aber einem Mekstrom schien so etwas nichts auszumachen, denn als ich die Hauptstraße erreicht hatte, sah ich im Rückspiegel das Mädchen wieder auf ihren Füßen stehen und ihre kleine, aber gefährliche Hand haßerfüllt hinter mir herschütteln.

Ich hielt nicht eher an, bis ich im Einhundertzehn-Meilen-Tempo wieder über Dayton hinaus war. Dann erst stoppte ich, lehnte mich ein wenig erschöpft in meinen Sitz zurück und dachte nach.

Was wußte ich wirklich?

Ich hatte also entdeckt, daß irgendeine geheime Untergrundbewegung existierte, die ein Programm verfolgte, das ein eigenes Wegweisersystem innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten mit einschloß. Es war jetzt völlig klar geworden, daß diese Untergrundbewegung bei dem Verschwinden von Catherine und Dr. Thorndyke ihre Hand im Spiele hatte.

Plötzlich rief ich mir wieder meinen Unfall zurück und erinnerte mich jetzt an noch etwas, etwas, das ein normaler Mensch als eine Halluzination zurückweisen würde. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, in Sekundenschnelle einen Flaschenzug aufzubauen, um damit ein brennendes Auto zu heben und einen Menschen zu retten. Und noch unmöglicher war es, daß ein normaler Mensch von fünfzig Jahren so viel Kraft besaß, allein ein Auto hochzustemmen, während sein Sohn in die Flammen sprang.

Der Flaschenzug war nachträglich als Beweismaterial aufgebaut worden!

Dann schoß mir ein neuer Gedanke durch den Kopf – mit solcher Plötzlichkeit und Heftigkeit, daß es mich hochriß.

Beide, Catherine und Dr. Thorndyke, waren Telepathen gewesen!

Ein Telepath, der mit einem Mitglied dieser Untergrundbewegung in Berührung kam, konnte für diese Leute gefährlich werden und ihr Programm stören.

Einen Esper jedoch, wie mich zum Beispiel, konnte man viel leichter an der Nase herumführen!

Ich wußte, daß das oberste Gesetz einer Untergrundbewegung lautete: stets unentdeckt zu bleiben! Aber ich hatte mir vorgenommen, sie auszuräuchern.

Zu diesem Zweck aber brauchte ich einen Helfer – einen gut ausgebildeten Telepathen. Einen Telepathen, der mich anhören würde, ohne mich zu einem Geisteskranken zu stempeln.

Einen solchen Menschen zu finden, würde es einiger Überlegungen bedürfen. So fuhr ich in der nächsten Stunde in Richtung Chicago. Und während ich die Staatsgrenze zwischen Ohio und Indiana überquerte und Richmond erreichte, hatte ich einen Plan ausgearbeitet. Ich hielt irgendwo an und ließ mich mit New York verbinden, und innerhalb weniger Minuten sprach ich mit Krankenschwester Farrow.

Es hat keinen Zweck, die Details des Telefongespräches zu schildern. Nur so viel, daß ich selbstverständlich den wahren Grund meines Anrufes Miß Farrow über den Weg des Telefons nicht mitteilte. Und von New York aus meine Gedanken zu lesen, war Miß Farrow nicht imstande.

Ich gab vor, es für ratsam zu finden, noch für eine Weile einer Pflegerin zu bedürfen. Nicht, weil ich krank war, sondern weil ich mich ganz einfach übernommen hatte und mich erschöpft fühlte. Das leuchtete Miß Farrow ohne weiteres ein. Ich wiederholte mein Angebot, den augenblicklichen Tarif für Krankenschwestern sowie einen Monat im voraus zu zahlen. Miß Farrow willigte ein. Ich fügte noch hinzu, daß ich ihr per Videograph einen Scheck, ausrei-

chend für die Hin- und Rückfahrt New York – Chicago schicken würde, damit sie auf keinen Fall geschädigt sein sollte, falls sie nach persönlicher Rücksprache mit mir wieder erwarten ihre Meinung ändern würde und ihre Tätigkeit doch lieber im Hospital fortzusetzen wünschte. Ihre Ankunft auf dem Chicagoer Zentral-Flughafen wurde auf übermorgen festgelegt.

Ich schickte den Scheck ab in der Hoffnung, Miß Farrow für die Idee zu gewinnen, als Telepath und Compagnon meines „Amateur-Detektivinstitutes“ mitzuwirken.

Dann fuhr ich nach Westen, Richtung Marion, Indiana. Es gab für mich noch einiges herauszufinden. Ich mußte unbedingt in Erfahrung bringen, woran die Mektstromsche Krankheit – das infizierte Fleisch – zu erkennen war. Alles, was ich jetzt brauchte, war, einen wirklichen Mektstrom-Fall zu finden. Dann konnte ich mit dem persönlich Erlebten vergleichen und würde wissen, daß das, was ich in Ohio gesehen habe, tatsächlich ein hundertprozentiger Mektstrom war.

## 6. Kapitel

Selbstsicher durchschritt ich den Eingang zum Verwaltungsgebäude des Medizinischen Forschungszentrums. In der Anmeldung saß eine gut aussehende Blondine und fragte mich sachlich nach meinen Wünschen.

„Ich bin freier Journalist und suche nach neuem Material“, log ich frech.

„Haben Sie den Auftrag für eine Reportage?“ fragte sie ohne jegliches Interesse.

„Dieses Mal nicht. Dann kann ich wenigstens schreiben, was ich will.“

Sie nickte. „Einen Moment bitte“, sagte sie. Dann ging sie zum Telefon. Als das Gespräch beendet war, lächelte sie mir zu. Da öffnete sich die Tür. Ein Mann mit forschem Schritt trat ein.

Er war groß, hatte ein festes Kinn und einen kleinen, schmalen Schnurrbart.

„Ich bin Scholar Phelps“, stellte er sich vor. „Was kann ich für Sie tun?“

„Scholar Phelps, ich möchte mehr über die Raumpest erfahren. Sie wissen ja, daß ein Journalist Material sammeln muß, wenn er einen guten Tatsachenbericht schreiben will.“

„Da haben Sie recht. Was möchten Sie wissen?“

„Ich habe zu oft hören müssen, daß keiner eigentlich etwas Genaues über die Mekstromsche Krankheit weiß. Das erscheint mir unglaublich, wenn man in Betracht zieht, daß Sie hier im Institut schon seit mehr als zwanzig Jahren Untersuchungen über diese Krankheit anstellen.“

Er nickte. „Wir wissen schon etwas darüber, aber es ist herzlich wenig.“

„Ich denke mir, wenn Sie vielleicht das Fleisch analysieren könnten –“

Er lächelte. „Das haben wir bereits getan. Die analytische Chemie ist weit fortgeschritten. Wenn Sie aber denken, junger Mann, daß das menschliche Fleisch mit einem Stoff durchsetzt ist, der die Mektstromsche Krankheit ausmacht, so sind Sie schwer im Irrtum. Die Standardanalyse hat ergeben, daß das Fleisch eines Mektstrom aus genau den gleichen Chemikalien in den gleichen Proportionen zusammengesetzt ist wie das normale Fleisch eines Menschen. Keine Ablagerung irgendwelcher Art ist zu finden, so wie zum Beispiel im Fall einer Verkalkung.“

„Worin liegt also dann der Unterschied?“

„Der Unterschied liegt in der Struktur. Durch die kristallographische Röntgenmethode haben wir festgestellt, daß Mektstromsches Fleisch ein eng verflechtes, mikrokristallisches Gebilde darstellt.“ Scholar Phelps blickte mich nachdenklich an. „Ist Ihnen Kristallographie ein Begriff?“

Als mechanischer Ingenieur wußte ich darüber Bescheid, aber als Journalist hatte ich auf diesem Gebiete unerfahren zu erscheinen. Und so sagte ich, daß meine diesbezüglichen Kenntnisse nur recht spärlich seien.

„Also, Mr. Cornell, es mag Ihnen bekannt sein, daß es auf dem Gebiete der kubischen Geometrie nur fünf mögliche, regelmäßige Polyhedrone gibt. In der Kristallographie nun liegt der Fall so: es gibt nur zweiunddreißig mögliche Klassen von Kristallgitterkonstruktionen. Dreißig davon

kommen in der Natur vor, während die beiden anderen sich nur theoretisch errechnen lassen.“

Das war mir alles bekannt, aber eifrig machte ich Notizen, um Interesse vorzutäuschen. Scholar Phelps wartete geduldig, bis ich mit meinen Aufzeichnungen fertig war.

„Und nun, Mr. Cornell, kommt der Schock. Mekstromsches Fleisch muß strukturell in eine dieser beiden anderen Klassen eingeordnet werden.“

Das war neu für mich, und ich riß meine Augen vor Überraschung weit auf.

„Leider aber haben wir keine wirkliche Kontrolle über die Anordnung der Atome in einem Kristallgitter. Wohl können wir die Kristallbildung verhindern, können die Größe des Kristalles bestimmen; aber den Kristall strukturell so zu verändern, daß er in eine andere Klasse paßt, ist uns nicht möglich. Nun aber wieder zur Mekstromschen Krankheit selbst zurück. Wir wissen, daß die Infektion ungefähr pro Stunde ein vierundsechzigstel Zoll fortschreitet. Wenn Sie zum Beispiel jetzt das Anzeichen Mekstromscher Krankheit an Ihrem rechten Mittelfinger bemerkten, so würde das erste Glied in nahezu drei Tagen völlig hart sein, innerhalb von zwei Wochen wäre der ganze Mittelfinger versteinert. In diesem Falle könnten wir ohne Betäubung ein Stück des Fingers für unsere Untersuchungszwecke absägen.“

„Und man spürt keinen Schmerz?“

„Nichts. Die Gelenke werden steif, die Arterien so hart wie Stahl. Und wenn die Mekstromsche Infektion den Arm hinauf bis zur Schulter kriecht, werden die größeren Arterien hart, und das Herz kann das Blut nicht mehr in ge-

wohnter Weise durchpumpen wie im Falle einer fortgeschrittenen Arteriosklerose. Bis diese Stufe erreicht ist, vergehen ungefähr neunzig Tage. Inzwischen sind die anderen Extremitäten ebenfalls infiziert worden, und gleichzeitig von vier verschiedenen Punkten her schreitet nun die Krankheit fort.“

Ernst blickte mich Scholar Phelps an. „Das Weitere ist nicht schön. Kurz danach tritt dann der Tod ein. Ich möchte fast sagen, daß derjenige, bei dem die Raumpest in der linken Hand beginnt, sich glücklich preisen kann. In diesem Falle erreicht die Infektion das Herz, bevor die anderen Körperteile davon befallen werden. Jene Menschen aber, bei denen die Infektion in den Zehen zuerst eintritt, sind besonders schlimm dran. Ich glaube, ich brauche nicht lange zu erklären, weshalb. Sobald die Infektion den Unterleib erreicht, wird die Darm- und Nierentätigkeit lahmgelegt, so daß Eigenvergiftung eintritt, die zum langsamen und schmerzvollen Tod führt.“

Ich schauderte. Der Gedanke an den Tod war mir schon immer furchtbar gewesen, aber ein solcher Tod, der sich anhand eines Kalenders errechnen ließ ...

Ich nahm einen neuen Anlauf und sagte: „Scholar Phelps, ich habe darüber nachgedacht, ob Sie und Ihre Kollegen nicht schon einmal versucht haben, den Mekstromschen Tod zu bekämpfen, indem Sie die Krankheit forcieren?“

„Forcieren?“ fragte er.

„Gewiß. Ein Mann, der durch und durch ein Mekstrom wäre, würde –“

Scholar Phelps beendete den Satz, indem er sagte: „Ein

Übermensch sein mit stahlharten Muskeln, stahlhartem Fleisch und unempfindlicher Haut. Vielleicht würde solch ein Übermensch niemals krank werden, da Bakterien nicht in seinen Körper eindringen können. Mekstromsches Fleisch ist säureabstoßend. Es gibt keinen Zweifel, daß der in Ihrer Phantasie lebende Mekstrom-Übermensch eine dreimal so große Lebensspanne hätte. Aber –“

Hier hielt er inne.

„Ich muß sie leider enttäuschen, dieser Gedanke ist durchaus nicht neu. Vor ein paar Jahren wurde ein sehr befähigter junger Arzt bei uns hier im Institut eingeliefert. Der Unglückliche kam mit der ersten Spur von Mekstromscher Krankheit in seiner rechten Mittelzehe an. Wir unterstellten ihm einhundert unserer besten Forscher, und der junge Mann wollte den eben von Ihnen erwähnten Aspekt an sich selbst studieren. Er scheiterte. Trotz all seiner Anstrengungen konnte er seinen Tod nicht um eine Stunde hinauszögern. Von da ab arbeitete eine Gruppe von Ärzten speziell an diesem Problem.“

Ich entschloß mich jetzt, meine Bombe platzen zu lassen.

„Scholar Phelps“, begann ich ruhig, „einer der Gründe, weshalb ich hier bin, ist folgender: ich habe einen Beweis dafür, daß ein Heilmittel für die Weltraumpest existiert. Dieses Heilmittel befindet sich im Besitze einer Untergrundbewegung und bringt Menschen mit superharten Körpern und übermenschlichen Kräften hervor.“

Ein mitleidiges Lächeln traf mich.

„Und was betrachten Sie als Beweis?“

Ich erzählte, daß ich in Ohio mit meinem Auto auf der

Straße ein Mädchen angefahren hätte. Als ich jedoch hielt, um ihr zu helfen, sei das Mädchen aufgesprungen und unverletzt davongelaufen. Keine Blutspur wäre zu sehen gewesen, obwohl die Stoßstange des Wagens stark eingedrückt war.

Scholar Phelps nickte ernsthaft. „Solche Dinge passieren“, sagte er. „Es kann vorkommen, daß ein Mensch bei einem schweren Unglück mit nur ein paar Schrammen davonkommt. Was aber Ihren Gedanken an die Möglichkeit der Existenz einer Untergrundbewegung anbelangt, so muß ich dem widersprechen: Und selbst wenn sich die geheimen Verstecke Ihrer illusorischen Untergrundbewegung in toten Zonen befänden, und die Mitglieder sich nie in Städten sehen ließen, so würden sie auf jeden Fall von Telepathen oder Espern bald aufgespürt werden.“

Dann traf mich ein eiskalter Blick. „Im übrigen möchte ich Ihnen noch sagen, meinen Namen bitte nicht zu benutzen, falls es Ihnen einfallen sollte, darüber einen Bericht zu schreiben, Mr. Cornell. Schließlich sind das alles nur phantastische Kombinationen Ihrerseits, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben. Wie sollte eine lächerliche Untergrundorganisation ein Heilmittel gegen Mekstromsche Krankheit entwickelt haben, während uns dies nicht gelingen konnte, obwohl uns seit zwanzig Jahren die besten Köpfe und Millionen von Dollars zur Verfügung gestanden haben!“

Ich nickte.

„Ja, das stimmt, Ihr Institut bedeutet schon etwas“, sagte ich spontan.

In diesem Augenblick bot mir Phelps eine Führung

durch das Institut an. Ich willigte ein. Ich begegnete keinem Patienten; aber Phelps ließ mich im Korridor vor einigen Türen stehenbleiben und das Fleisch der Kranken in ihren Zimmern espern. Das Ergebnis war erschütternd.

Phelps blieb vor einer geschlossenen Tür stehen und pochte mit seinem Zeigefinger gegen den Türrahmen. „Hier drinnen ist ein achtzehnjähriges Mädchen – dazu verurteilt, in einem Monat zu sterben“, erklärte er.

Ich fror. Kalter Schweiß brach aus meinen Poren, und ich rettete mich in einen Zustand eiserner Beherrschtheit. All meine Gedanken, die mich hätten verraten können, vergrub ich so tief wie ich nur konnte und versuchte, nur die belanglosesten Dinge an die Oberfläche zu schieben. Und ich glaube, es gelang mir.

Das Pochen von Scholar Phelps Finger an den Türrahmen hatte wie das dumpfe Schlagen von hartem Leder auf Holz geklungen!

Scholar Phelps mußte ein Mekstrom sein!

## 7. Kapitel

Gloria Farrow winkte mir von der Rampe des Düsenpassagierflugzeuges zu. Ich lief ihr entgegen, um ihr das Gepäck abzunehmen. Neugierig blickte sie mich an; aber sie sagte nichts weiter als die gewöhnlichen Begrüßungsworte.

Ich wußte, daß sie die ganze Zeit über wie ein Psychologe meine Gedanken las, und ich ließ sie wissen, daß ich dies auch wünschte. Miß Farrow folgte mir zu meinem Wagen, ohne ein Wort zu sprechen, und ich verstaute ihr Gepäck im Kofferraum.

Dann erst brach sie das Schweigen. „Steve Cornell“, sagte sie, „Sie sind genauso gesund wie ich!“

„Das gebe ich zu.“

„Was soll dann dies alles? Sie brauchen keine Pflegerin!“

„Ich brauche aber einen Zeugen, Miß Farrow.“

„Wofür?“ Sie blickte mich neugierig an. „Ich glaube, daß Sie gut daran täten, mir sofort die Angelegenheit zu erklären.“

„Und werden Sie bis zum bitteren Ende zuhören?“

„Bis zum Start des nächsten Flugzeuges bleiben mir noch zwei Stunden. Sie haben also Zeit, mich bis dahin zu überzeugen oder nicht. In Ordnung?“

„Einverstanden.“ Und ich begann zu berichten.

Einem Telepathen Informationen zu erteilen, war das leichteste Ding auf der Welt. Obwohl meine Gedanken ein wenig sprunghaft waren, ordnete Miß Farrow sie in chronologischer Folge. Als ich geendet hatte, nickte sie interessiert.

Ich stellte die unausgesprochene Frage: ‚Bin ich verrückt?‘

„Nein, Steve“, antwortete sie ernst. „Kein Verrückter könnte so komplizierte Dinge denken. Aber was wollen Sie denn jetzt unternehmen?“

Ich schüttelte unglücklich den Kopf. „Als ich Sie anrief, hatte ich einen völlig klaren Plan fertig. Ich wollte Ihnen den Beweis für meine Behauptungen liefern und Sie somit von deren Richtigkeit überzeugen. Dann wollte ich mit Ihnen zum Medizinischen Forschungszentrum gehen und den dortigen Ärzten die vollendeten Tatsachen darlegen. Aber nach dem Telefongespräch mit Ihnen erlitt ich einen Schock. Scholar Phelps vom Medizinischen Forschungszentrum ist ein Mekstrom! Das bedeutet, daß der Mann weiß, was es mit der Mekstromschen Krankheit auf sich hat; und trotzdem leitet er ein Institut, das vorgibt, dieser Krankheit hilflos gegenüberzustehen. Vielleicht ist Phelps sogar der Führer der Untergrundbewegung!“

„Sind Sie ganz sicher, daß Phelps ein Mekstrom ist?“

„Nicht hundertprozentig. Aber keiner mit normalem Fleisch könnte jemals ein solch hartes Geräusch verursachen, wenn er mit dem Finger auf Holz pocht! – Miß Farrow, gleich werden wir abfahren und der Straße bis zu einer der Wegstationen folgen. Sie werden dann selbst sehen, daß da etwas nicht stimmt. Und ich glaube sicher, daß Sie dann von meinen Worten überzeugt sein werden.“

Sie nickte.

„Ich will mir gern Ihre geheimnisvollen Zeichen ansehen“, sagte sie ruhig. Fast ein wenig zu ruhig, und ich wunderte mich darüber.

\*

Kurz nach zehn Uhr am folgenden Tag stießen wir auf ein Straßenzeichen, das den Weg zu einem Farmerhaus wies. Hübsch anzusehen stand es auf einem kleinen Hügel, einige hundert Yards von der Hauptstraße entfernt. Kurz vor dem Feldweg, der zu diesem Haus führte, hielt ich an und fragte Miß Farrow:

„Wie groß ist Ihre telepathische Reichweite? Sie haben nie darüber gesprochen.“

Sie antwortete sofort: „Bei konzentriert an mich gerichteten Gedanken beträgt meine telepathische Reichweite ungefähr eine halbe Meile; bei oberflächlichen Gedanken, die jedoch mir gelten, etwa fünfhundert Yards. Bei nicht an mich gerichteten Gedanken nicht mehr als ein paar hundert Fuß; bei Gedanken aber, die mir verborgen bleiben sollen, nur vierzig bis fünfzig Fuß.“

Das war die Durchschnittsleistung eines Menschen mit Psi-Ausbildung, ganz gleich, ob es sich dabei um einen Telepathen oder Esper handelte.

„Nun gut“, sagte ich. „Wir werden jetzt nahe genug heranfahren, damit Sie einen telepathischen Rundblick machen können. Wenn Sie irgendeine Gefahr wittern, schreien Sie. Ich werde inzwischen meine Esperfähigkeit anwenden, so weit ich kann. Und wenn ich plötzlich wie ein besseres Raumschiff abbrausen sollte, dann deshalb, weil ich etwas Unangenehmes entdeckt habe. Aber schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit der Umgebung, nicht mir!“

Miß Farrow nickte.

Ich lenkte den Wagen dem Feldweg zu. Um einen etwaigen telepathischen Lauscher irrezuführen dachte ich: ‚Hoffentlich können uns diese Leute hier den besten Weg nach Colorado Springs zeigen. Wir haben uns verirrt!‘

Plötzlich sagte Miß Farrow an meiner Seite: ‚Hier ist eine tote Zone, Steve.‘

Sie hatte recht. Meine Perzeption stieß gegen eine Schranke, die sie nur einige wenige Fuß weit durchdringen konnte.

Als wir uns dem Farmerhaus bis auf etwa 40 Fuß genähert hatten, schrie Miß Farrow auf.

‚Sie kreisen uns ein, Steve!‘

Mein Fuß drückte blitzschnell auf den Gashebel. Das Auto wurde hin- und hergeschüttelt. Laut heulte der Motor auf. Dann rasten wir vorwärts.

Ein Mann sprang aus den Büschen und stellte sich wie eine Statue mit weit ausgestrecktem Arm vor den heranrasenden Wagen. Miß Farrow schrie etwas Unverständliches und griff nach meinem Arm. Ich stieß ihre Hand mit einem Fluch auf den Lippen zur Seite, gab erneut Gas und fuhr über den hinstürzenden Mann hinweg. Das Auto sprang in die Höhe, und ich hörte, wie der Kühler mit einem Knirschen eingedrückt wurde. Ich riß den Wagen herum, und wir rasten wie Verrückte den Feldweg zurück. Die Hauptstraße kam in Sicht, auf der wir nun im 115-Meilen-Tempo davonjagten.

‚Steve‘, keuchte Miß Farrow, ‚der Mann, den Sie überfahren haben –‘

‚– ist wieder aufgestanden, als ich außer Reichweite war‘, beendete ich den Satz.

„Ich weiß“, sagte sie mit zitternder Stimme. „Er war nicht verletzt! Gott, Steve – mit wem haben wir es zu tun?“

„Das weiß ich nicht genau“, antwortete ich. „Aber ich weiß, was wir zu tun haben.“

„Aber Steve – was können wir schon unternehmen?“

„Allein oder zusammen sehr wenig. Aber unser nächster Schritt gilt dem Bundeskriminalamt. Ich werde mich an die beiden Männer wenden, die mich verhört haben. Sie werden mich anhören.“

Mið Farrow blickte auf ihre Armbanduhr. Es war 11 Uhr abends. In New York war es jetzt 1 Uhr nachts – zu spät, um anzurufen. Und so mußte die Angelegenheit auf morgen verschoben werden. Dabei blieb es.

Wir erreichten Denver gerade noch kurz vor Mitternacht und fanden nach einigem Suchen ein Hotel, in dem wir übernachten konnten.

Noch nie war ich so schnell in tiefen Schlaf gesunken wie in dieser Nacht.

## 8. Kapitel

Ich wollte mich um acht Uhr morgens wecken lassen, aber da ich schon um halb acht Uhr völlig ausgeschlafen hatte, sprang ich aus dem Bett, zog mich an und rasierte mich eilig. Dann gab ich Bescheid, daß man mich nicht mehr zu wecken brauchte und bat gleichzeitig die Telefonistin, mich mit Zimmer 913 zu verbinden.

Eine wütende Männerstimme meldete sich. Ich entschuldigte mich, aber der Mann am anderen Ende der Leitung hatte schon den Hörer aufgelegt.

Aufgebracht sagte ich der Telefonistin durch, daß sie mich falsch verbunden hätte. Beleidigt antwortete sie mir: „Aber ich habe 913 gerufen, Sir. Ich will es noch einmal versuchen.“

Ungeduldig wartete ich, bis die Verbindung hergestellt war. Wieder drang dieselbe bärbeißige Stimme an mein Ohr: „Unerhört, einem ehrenhaften Bürger die Nachtruhe zu rauben!“ Wieder konnte ich meine Entschuldigung nicht bis zum Ende vorbringen, da der Mann längst den Hörer aufgelegt hatte. Ich verlangte eine Verbindung mit dem Empfangschef. Ihm erzählte ich meinen Ärger.

„Einen Augenblick, Sir“, sagte er. Eine halbe Minute später erklärte er mir: „Tut mir leid. Eine Miß Farrow ist nicht registriert. Könnte ich Sie vielleicht falsch verstanden haben?“

„Zum Kuckuck!“ knirschte ich. „Farrow –“ und buchstabierte den Namen. „Wir haben nacheinander unsere Registriertkarten ausgefüllt. Zusammen mit dem Pagen beglei-

tete ich Miß Farrow bis zu ihrem Zimmer Nr. 913 im neunten Stock und sah sie dort eintreten. Dann brachte mich derselbe Page auf mein eigenes Zimmer Nr. 1224 im zwölften Stock.“

Ein Moment Schweigen. Dann sagte der Empfangschef: „Sie sind Mr. Cornell, eingetragen mit Zimmer Nr. 1224 – vergangene Nacht – kurz vor zwölf Uhr.“

„Das weiß ich selbst. Miß Farrow und ich reisten zusammen und kamen gemeinsam hier in das Hotel. Beide trugen wir uns als Gäste ein, Miß Farrow zuerst, dann ich. Nun, was sagen Sie jetzt?“

„Ich weiß nicht, Sir. Wir haben keinen Gast namens Farrow.“

„Sieh mal einer an!“ schnappte ich. „Sie haben niemals einen Gast mit Namen Farrow gehabt? Und was ist mit Zimmer 913?“

Kalt erklärte mir der Empfangschef: „Zimmer 913 ist schon seit drei Monaten von Mr. Horace Westfield besetzt. Da gibt es keine Mißverständnisse.“

Ich hängte ein.

Wie in Trance schritt ich zum Fahrstuhl.

„Neuntes Stockwerk“, gab ich dem Liftboy Anweisung.

Mir kam alles vor wie ein Traum.

Der Fahrstuhl hielt. Ich lief den Korridor entlang, der mir von der letzten Nacht her bekannt war. Bei Zimmer 913 klopfte ich an die Tür.

Die Tür wurde geöffnet. Ein großer, grobgesichtiger Gorilla von einem Mann stand mir gegenüber und brüllte mich an: „Sind Sie der Störenfried?“

„Sehen Sie“, sagte ich geduldig, „vergangene Nacht

schrieb sich eine Bekannte von mir unten als Gast für Zimmer 913 ein, und ich begleitete diese Dame bis zu dieser Tür hier – Nummer 913. Jetzt –“

Ein langer Affenarm streckte sich mir entgegen und packte mich an den Aufschlägen meiner Jacke. Wütend zog er mich in das Zimmer.

„Freundchen“, brüllte er. „Schauen Sie sich um, hier gibt es keine Frau!“

Er wirbelte mich herum.

Ich entschuldigte mich.

Mr. Westfield schob mich zur Tür, öffnete sie und stieß mich kraftvoll hinaus. Ich landete mit einem Krach auf der anderen Seite des Korridors.

Ich wollte systematisch jedes Zimmer mit der Nummer - 13 durch gehen. So war ich bis Nummer 413 gekommen. Als ich gerade wieder meine Stirn gegen die Tür drückte, fragte jemand hinter mir mit unangenehmer Stimme: „Was machen Sie denn hier, Mister?“

Es war der Hausdetektiv. „Ich suche eine Bekannte“, sagte ich.

„Bitte kommen Sie mit“, befahl er mir. „Man hat sich schon über Sie beschwert.“

„Was Sie nicht sagen!“ schnaubte ich wütend. „Auch ich habe mich beschwert!“

„Wollen Sie Schwierigkeiten machen?“ näselte er.

Ich zuckte die Schultern, und er lächelte humorlos. Er führte mich zum Hauptbüro, und ich stand Henry Walton, dem stellvertretenden Direktor, gegenüber.

„Was ist los, Mr. Cornell?“ fragte er unhöflich.

Ich begann mit meiner Geschichte noch einmal von vorn.

„Können Sie den Beweis antreten, Mr. Cornell?“ fragte Walton mit schneidender Stimme.

„Ihre Leute, die Nachtdienst hatten –“

„Mr. Cornell“, unterbrach er mich, „ich habe mir bereits die Freiheit genommen, die zuständigen Leute für Sie herzubeeordern.“ Er drückte auf einen Knopf. Unmittelbar darauf trat eine Gruppe von Leuten ein, die sich sofort in einer Reihe aufstellten. „Jungens“, sagte Walton ruhig, „berichtet uns jetzt einmal über Mr. Cornells Ankunft hier im Hotel vergangene Nacht.“

Sie nickten geschlossen.

„Einen Augenblick“, rief ich. „Ich verlange einen verlässigen Zeugen. Am liebsten wäre es mir, wenn die Leute unter Eid aussagten.“

„In Ordnung.“ Der Manager griff zum Telefon. Kurz darauf trat ein adrett gekleidetes junges Mädchen, mit einer kleinen Schreibmaschine unter dem Arm, ein. ihr folgte ein uniformierter Polizist.

„Miß Mason ist unsere Stenografin“, erklärte Walton. Dann wandte er sich an den Polizisten. „Und von Ihnen brauche ich zum Schluß die Unterschrift. Es handelt sich um eine reine Formsache, aber es soll alles zu Mr. Cornells Zufriedenheit rechtmäßig durchgeführt werden. Und nun, Jungens, beginnt zu berichten. Zuerst aber gebt Miß Mason eure Namen an.“

Ich stellte fest, daß die Leute sich in chronologischer Folge aufgestellt hatten. Der Älteste fing zuerst zu sprechen an. Er war der Nachtportier.

„George Comstock“, stellte er sich vor. „Portier. Als ich das Auto auf unser Hotel zukommen sah, drückte ich auf

den Klingelknopf und rief damit nach einem Pagen. Peter Wright kam herbeigeeilt und stand schon bereit, als Mr. Cornells Wagen vor dem Hotel hielt. Johnny Olson kam als Nächster heraus; und nachdem Peter Mr. Cornells Gepäck genommen hatte, stieg Johnny in den Wagen und fuhr ihn zur Hotelgarage –“

Walton unterbrach ihn. „Laß jeden selbst erzählen, was er getan hat.“

„Nun, dann haben Sie alles von mir gehört.“

Der Nächste meldete sich zum Wort. „Ich bin Johnny Olson. Ich folgte Peter Wright hinaus vor die Tür, und nachdem Peter Mr. Cornells Gepäck in Empfang genommen hatte, stieg ich in Mr. Cornells Wagen und fuhr ihn zur Hotelgarage.“

Als dritter kam Peter Wright an die Reihe. „Ich trug sein Gepäck in die Empfangshalle und wartete, bis er sich eingetragene hatte. Dann fuhren wir hinauf zu Zimmer 1224. Ich öffnete die Tür, knipste das Licht an und öffnete das Fenster. Mr. Cornell steckte mir fünf Dollar zu, und ich ließ ihn allein.“

„Ich bin Thomas Boothe, Liftboy. Ich fuhr Mr. Cornell und Peter Wright zum zwölften Stock. Peter sagte, ich solle auf ihn warten, da es nicht lange dauern würde. Und so wartete ich im zwölften Stock, bis Peter wieder zurückkam. Das ist alles.“

„Ich bin Doris Caspary, Nachttelefonistin. Mr. Cornell rief mich ungefähr fünfzehn Minuten nach zwölf Uhr an und bat darum, heute morgen acht Uhr geweckt zu werden. Heute früh, einhalb acht Uhr, rief er an, daß er schon wach sei und nicht mehr geweckt zu werden brauchte.“

Henry Walton schaltete sich ein. „Das ist alles, Mr. Cornell.“

„Aber –“

Der Polizist blickte verständnislos drein. „Was soll das Ganze bedeuten? Wenn ich als Zeuge fungieren soll, muß ich auch wissen, worum es geht.“

Walton sah mich an. Ich konnte es mir nicht leisten, darauf keine Antwort zu geben. Müde sagte ich: „In der letzten Nacht kam ich hier in Begleitung einer Dame an. Wir schrieben uns für separate Zimmer ein. Ihr wurde Zimmer 913 angewiesen, und ich brachte sie hin und wartete, bis sie den Raum betreten und die Tür wieder geschlossen hatte. Dann suchte ich mein Zimmer im zwölften Stock auf. Heute morgen ist keine Spur von der Dame zu finden.“

Der Polizist zog seine Augenbrauen hoch.

„Waren Sie betrunken?“ fragte er kurz.

„Nein.“

Walton schaute in die Runde. Alle riefen sie im Chor: „Er *stand* fest auf seinen Beinen, er *schien* nicht betrunken.“ Und dabei betonten sie die Worte so, daß jeder glauben mußte, ich sei bis über die Ohren voll gewesen.

Plötzlich kam mir ein neuer Gedanke. Ich wandte mich an Johnny Olson. „Holen Sie bitte meinen Wagen!“ Er nickte und lief hinaus. „In meinem Auto gibt es eine Menge Beweise“, sagte ich hoffnungsvoll.

Wir warteten in Schweigen. Eine spannungsgeladene Atmosphäre umgab uns.

Endlich kam Olson zurück. „Ihr Wagen steht vor der Tür“, rief er mir zu.

„In Ordnung! Jetzt werden wir hinausgehen und einen

Blick in das Auto werfen. Sie werden eine Menge Spuren finden, die auf Miß Farrow's kürzliche Anwesenheit hinweisen. Wachtmeister – sind Sie Telepath oder Perzeptiver?“

„Perzeptiver“, erwiderte er. „Aber nicht hier.“

„Wie weit reicht denn diese verdammte tote Zone?“ fragte ich Walton.

„Ungefähr bis zur Mitte des Bürgersteiges.“

„Also gehen wir.“

Wir standen an der Kante des Gehsteiges, und ich schaute triumphierend in meinen Wagen.

Eiskalte Schauer jagten über meinen Rücken. Mein Auto war blankgeputzt. Es war gewaschen und poliert worden, bis es so neu aussah wie an dem Tage, als ich es kaufte.

Walton bemerkte zynisch: „Jetzt wird Mr. Cornell uns verklagen wollen, weil wir seinen Wagen gewaschen haben, um die Beweise zu vernichten. Aber es wird Ihnen doch sicher bekannt sein, daß die Wagenwäsche im Hotel zum ständigen Kundendienst gehört!“

So, das war es!

Ich war mir völlig darüber im klaren, daß der gesamte Hotelstab beim Verschwinden von Nurse Farrow die Hand im Spiele hatte. Aber es gab für mich keine konkreten Beweise, und so mußte ich sehen, daß ich selbst mit heiler Haut davonkam.

Ich öffnete die Wagentür und schlüpfte hinein. Während ich gedanklich vorgab, in dem Seitenfach nach etwaigen Beweisen zu suchen, steckte ich blitzschnell den Zündschlüssel hinein, drückte auf den Anlasser, gab Gas und raste davon.

## 9. Kapitel

Colorado ist noch immer ein Staat der USA, wo man einfach in einen Laden gehen und eine Pistole geradeso wie ein anderes Werkzeug kaufen kann. Ich wählte eine Bonanza ‚375‘, weil sie dreifachen Vorteil für mich besaß: sie war klein und handlich, so daß ich sie in meine Gesäßtasche stecken konnte, hatte auf Grund der neuen Legierungen kaum Gewicht und hatte Durchschlagskraft genug – und das war von größter Wichtigkeit –, um ein angreifendes Nilpferd zu fällen. Ich wußte nicht, ob sie imstande war, einen Mekstrom zu durchbohren, aber der bloße Anprall würde ihn schließlich wenigstens umwerfen können.

Dann fuhr ich nach Wyoming und weiter in das Yellowstonegebiet hinein. Schließlich befand ich mich auf derselben Straße, die auf der von Dr. Thorndyke an mich gesandten Postkarte zu sehen war. Ich folgte den Straßenzeichen.

Endlich kam ich zu dem Zeichen mit der fehlenden Speiche. Sie wies auf ein ranchartiges Gebäude, das in einer toten Zone lag.

Ich hielt nicht an, sondern fuhr etwa zwanzig Meilen weiter bis zur nächsten Stadt. Um Mitternacht fuhr ich zu dem Straßenzeichen zurück.

Ich esperte den Briefkasten, auf dem der Name Macklin stand und fuhr nicht in den Feldweg hinein, sondern parkte den Wagen ungefähr drei Meilen weiter auf der Autobahn.

Ich schlug den Weg zum Farmerhaus über die Felder ein. So weit ich konnte, sandte ich meine Perzeption aus, grub nach Alarmanlagen und Fallen.

Aber nichts davon konnte ich auf dem Wege bis zu dem Rande der toten Zone feststellen.

Die Möglichkeit, daß man meine Anwesenheit bemerkt hatte und mich in der toten Zone erwartete, hatte ich in Betracht gezogen. Und so war ich sehr vorsichtig; ich entschloß mich, die tote Zone an dem Punkt zu betreten, wo die Entfernung, die mich vom Hause trennte, am kleinsten war.

Ich überschritt die Grenze und wurde fast völlig psi-blind.

Meine Espfähigkeit nutzte mir nicht mehr viel, und ich mußte mich hauptsächlich auf meine Augen verlassen. Immer tiefer glitt ich in die tote Zone.

Kriechend tastete ich mich weiter vorwärts und erreichte eine Stelle, von der aus ich das Haus in seinen Umrissen erkennen konnte.

Dunkel und schweigend lag es da. Fast schien es unbewohnt. Ich wünschte, ich hätte etwas vom Einbrechen verstanden! Sehr langsam schlich ich mich weiter heran. Ich fand ein nur angelehntes Fenster auf der Veranda und schlüpfte hindurch.

Ich betrat ein Eßzimmer. Tiefste Finsternis umgab mich.

Obwohl ich nicht mehr als ungefähr sechs Zoll weit espern konnte, durchquerte ich den Raum und erreichte die Diele, ohne das geringste Geräusch zu verursachen.

Am anderen Ende der Diele fand ich eine Bibliothek. Während ich mit meinem Kopf an den Bücherreihen entlangstrich, esperte ich die Buchtitel, um dadurch herauszufinden, mit welchen Leuten ich es zu tun hatte. Alles war vorhanden – von Science Fiction angefangen bis zu Shakespeare, auch Kinderbücher gab es und eine Bibel.

Ich fand die Treppe. Langsam schlich ich mich hinauf.

Als ich endlich das erste Stockwerk erreicht hatte, mußte ich feststellen, daß mein Perzeptionssinn wieder funktionierte und ich mich in keiner toten Zone mehr befand.

Ich hielt einige Minuten inne. Direkt mir gegenüber erfaßte ich eine Arztpraxis.

Ich näherte mich dem Raum und trat ein.

Eine Bibliothek medizinischer Werke nahm eine ganze Wandseite ein. Vorsichtig bewegte ich mich vorwärts. Eine Menge Notizen lagen in wildem Durcheinander auf dem Schreibtisch, und ich hielt sie dicht vor mein Gesicht. Da ich nicht wagte, das Licht einzuschalten, mußte ich die vollbeschriebenen Blätter espisch aufnehmen.

Aber ich konnte gar nichts entziffern. Der Kerl hatte eine zu schlechte Schrift!

„Suchen Sie etwas, Mr. Cornell?“ fragte plötzlich eine kühle Stimme. Im selben Augenblick ging das Licht an.

Ich wirbelte herum, griff an meine Gesäßtasche und ging gleichzeitig in die Knie. Der Lauf meiner .375 war auf ein Mädchen in einem Seidenpyjama gerichtet.

Sie stand völlig unerschrocken da, allem Anschein nach nicht bewaffnet.

Ich stand auf und esperte ihren Körper. Auch sie war ein Mekstrom, was mich allerdings keineswegs überraschte.

„Ich scheine gefunden zu haben, was ich suchte“, sagte ich.

Ihr Lachen klang ironisch. „Willkommen, Mr. Cornell.“

„Telepath?“ dachte ich.

„Ja, und ein guter sogar!“ antwortete sie.

„Ist sonst noch jemand wach?“

„Bis jetzt nur ich“, beantwortete sie ruhig meine unausgesprochene Frage. „Aber wenn Sie wollen, kann ich die anderen ja rufen.“

„Seien Sie still, Miß Macklin!“

„Hören Sie auf, wie ein Idiot zu denken, Mr. Cornell! Ob ruhig oder nicht, Sie werden dieses Haus nicht eher verlassen, bis ich es Ihnen gestatte.“

Schnell esperte ich den ganzen ersten Stock. Ein älteres Paar schlief im vorderen Schlafzimmer, ein Mann allein im danebenliegenden Zimmer. Zwei Jungen befanden sich in übereinanderggebauten Betten im Raum auf der gegenüberliegenden Seite. Und das nächste Zimmer mußte dem Mädchen gehören, da das benutzte Bett jetzt leer war. Im Zimmer neben der Praxis lag ein total bandagierter Mann. Ich versuchte sein Gesicht unter dem Verband zu espern, aber ich konnte nicht mehr herausbringen als die Tatsache, daß es sich eben um ein Gesicht handelte, und daß dieses Gesicht teilweise Mekstromsches Fleisch war.

„Er ist ein Mekstrom-Patient“, erklärte Miß Macklin ruhig. „In diesem Stadium sind sie alle bewußtlos.“

„Zweifellos ein guter Freund von Ihnen?“

„Nicht einmal“, sagte sie. „Besser gesagt, ein armes Opfer, das sterben würde, wenn wir nicht früh genug seine Infektion erkannt hätten.“

Der Ton und Ausdruck ihrer Stimme machten mich rassend. „Sie stempelt sich zum wirklichen Wohltäter der Menschheit und ihre Untergrundorganisation zum Retter für jeden armen Unglücklichen, der von der Weltraumpest befallen wird – vorausgesetzt, daß es früh genug erkannt wird“, dachte ich.

„Das sind wir auch, Mr. Cornell“, antwortete sie laut auf meine Gedanken.

„Quatsch“, rief ich.

„Warum zweifeln Sie daran?“ fragte sie in dem gleichen herablassenden Ton.

Ich betrachtete sie wütend, und meine Hand umklammerte fester die Pistole. „Ich habe allen Grund, Verdacht zu schöpfen. Drei Menschen sind im vergangenen halben Jahr spurlos verschwunden, aber unter Umständen, die mich persönlich mit in den Mittelpunkt ziehen. Das Verschwinden dieser Personen scheint irgendwie mit Ihren geheimen Straßenzeichen und der Mekstromschen Krankheit zusammenzuhängen.“

„Das ist Pech“, antwortete sie gelassen.

Ich mußte mich zusammenreißen, um nicht laut loszubrüllen. „Pech?“ stieß ich dumpf hervor. „Menschen sterben an der Weltraumpest, weil Sie das Heilmittel geheimhalten!“

„Es ist Pech, daß Sie dadurch mit hineingerissen wurden“, stellte sie fest. „Weil Sie –“

„Es bedeutet Pech für Sie“, brauste ich auf, „weil ich Sie und Ihre Untergrundbewegung auffliegen lassen werde!“

„Ich glaube kaum. Um das tun zu können, müssen Sie erst einmal wieder hier heraus, und das werde ich nicht zulassen.“

Ich brummte. „Miß Macklin, Ihr Mekstroms habt harte Körper, aber denken Sie nicht auch, daß eine Kugel aus dieser Pistole ein Loch in Ihre Haut graben wird?“

„Das wird Ihnen niemals bestätigt werden, denn, Mr. Cornell, Sie besitzen nicht die Kaltblütigkeit, um die Pistole auf mich abzufeuern!“

„Meinen Sie?“

„Versuchen Sie es doch“, sagte sie. „Glauben Sie denn im Ernst, einen Telepathen bluffen zu können?“

## 10. Kapitel

Ich schwenkte die Pistole unmerklich nach rechts, dann drückte ich ab. Die abgefeuerte Kugel meiner Bonanza ging haarscharf an dem Mädchen vorbei und schlug ein großes Loch in die dahinterliegende Wand.

Das Donnern ließ sie erstarren. Die Farbe wich aus ihrem Gesicht; das Mädchen schwankte.

Dann esperte ich schnell das Haus. Alle waren sie wie alarmierte Feuerwehrleute aus ihren Betten gesprungen. In ihren Nachtanzügen kamen sie der Reihe nach angelaufen.

Zuerst der junge Mann, ungefähr 22 Jahre alt. Abrupt blieb er in der Tür stehen, als er die 375er in meiner Hand sah.

Ihm folgten die Zwillinge, etwa 14 Jahre alt.

Die alten Macklins kamen als letzte herbeigeeilt.

Mr. Macklin fragte scharf: „Darf ich um eine Erklärung bitten, Mr. Cornell?“

„Ich bin hier in die Enge getrieben“, gab ich zur Antwort. „Ich will aus diesem Hause mit heiler Haut davorkommen. Und wenn ich meine Nerven verliere, könnte es sein, daß ich jemand verletze! Verstanden?“

Er lächelte. „Ich brauche nicht Telepath zu sein, um Ihnen zu sagen, daß Sie nur im äußersten Falle auf uns schießen würden!“ antwortete er ruhig. Er hatte recht. „Und im übrigen“, fügte er hinzu, „haben Sie nur noch vier Schuß in Ihrer Pistole.“

Was dieser Mann mir soeben zu verstehen gegeben hatte, bedeutete, daß ich mit meinen vier letzten Patronen

auch nur vier Menschen ausschalten konnte. Zwei also würden in jedem Falle übrigbleiben. Und selbst wenn es die Zwillinge sein sollten, wären diese beiden Mekstrom-Kinder ohne weiteres imstande, mich in Studie zu zerreißen.

„Scheint ein Remis zu sein, Mr. Cornell“, sagte er und lächelte amüsiert. „Jetzt lassen Sie uns in Ruhe über alles reden.“

„Worüber?“ fragte ich.

„Über einen Waffenstillstand.“

Er blickte in die Runde. Miß Macklin lehnte an der Wand und folgte der Szene mit konzentriertem Interesse. Ihr älterer Bruder Fred stand wachsam neben ihr. Mrs. Macklin schenkte mir ein mütterliches Lächeln. Weshalb, wußte ich nicht. Die Zwillinge, eng aneinandergedrückt, blickten mich etwas ängstlich, doch neugierig an. Waren sie Esper oder Telepathen? Ihre Haltung, die sie alle mir gegenüber einnahmen, gefiel mir nicht. Mitleidig, überlegen musterten sie mich, als sei ich ein armes, jämmerliches Individuum. Sie erinnerten mich an die Harrisons. Auch sie hatten mich in der gleichen Weise angeschaut, als ich bei ihnen draußen nach Catherine suchte.

Immer noch war es Catherine, die ich wirklich zu finden wünschte.

Aber plötzlich wurde es mir klar, daß ich noch einen zweiten Wunsch in mir trug: ich wollte selbst ein Mekstrom, ein Übermensch werden!

„Glauben Sie“, sagte Miß Macklin spontan, die in meinem Bewußtseinsinhalt herumgeschnüffelt haben mußte, „das ist unmöglich!“

„Unmöglich, warum? Was haben Sie denn, was ich nicht auch besitze?“

„Die Mektstromsche Krankheit“, antwortete das Mädchen ruhig.

„Schön“, sagte ich zynisch. „Was kann ich tun, um sie zu bekommen?“

„Sie werden Sie auf natürliche Weise bekommen – oder gar nicht“, belehrte sie mich.

„Hören Sie einmal zu –“ begann ich, aber Mr. Macklin gebot mir Schweigen.

„Mr. Cornell“, sagte er, „wir befinden uns in einer sehr heiklen Lage. Wir haben keinen direkten Beweis für unsere Behauptung. Aber alles, was wir Ihnen sagen können, ist, daß keiner jemals die Infektion der Mektstromschen Krankheit künstlich empfangen hat.“

„Und wie soll ich das glauben?“

„Das ist es eben. Wie ich Ihnen schon sagte, haben wir keinen Beweis.“

Fred Macklin schaltete sich ein. „Hör zu, Dad, wozu dies alles?“

„Weil ich hoffe, daß Mr. Cornell uns glauben und dann unsere Sache unterstützen wird.“

„Äußerst unwahrscheinlich“, warf ich ein.

„Ich glaube, doch. Als mechanischer Ingenieur ist Ihnen das Prinzip von *Occam's Razor* ja wohl bekannt?“

„Das Gesetz der geringsten Reaktion“, sagte ich automatisch. „Aber was hat das mit mir zu tun?“

Mr. Macklin nahm seinen Vortrag wieder auf: „Zuerst einmal ist Ihre Annahme, was Catherine anbelangt, richtig. Zur Zeit des Unfalles hatte Catherine die Mektstromsche

Krankheit im frühesten Stadium. Die Harrisons nahmen das Mädchen auf und retteten ihr Leben. Nun aber lassen wir das einmal beiseite und beschäftigen uns mit Ihnen. Der Unfall bedeutete für eine gewisse Gruppe von Menschen Glück. Diese Menschen nahmen einen Patienten unter ihre Fittiche – nämlich Sie, Mr. Cornell –, in dessen Gehirn sie eine gewisse Neugier über ein geheimes Straßenzeichen und andere Ereignisse pflanzten. Das Ergebnis davon war, daß Sie Ihre ‚Untersuchungsfahrt‘ aufnahmen.“

Das klang logisch, aber es gab noch eine Menge offenkundiger Fragen.

Mr. Macklin fuhr fort: „Mr. Cornell, was ist Ihre gegenwärtige Reaktion auf die Mekstromsche Krankheit?“

Das war leicht zu erklären. Sie bedeutete einen Fluch für die menschliche Rasse, es sei denn, man fand ein Heilmittel. Einmal kuriert, machte sie aus dem sogenannten Opfer einen physischen Übermenschen. Was mich jedoch belastete, waren die vielen Unglücklichen, die sich angesteckt hatten und ohne Hilfe qualvoll sterben mußten.

Mr. Macklin nickte, da er meine Gedanken erfaßt hatte.

Er sagte: „Mr. Cornell, und Sie sind der Meinung, daß eine Heilung der Mekstromschen Krankheit, eine Heilung im Sinne physischer Übermenschen – für die menschliche Rasse von Nutzen wäre?“

„Ja, sie könnte es sein, wenn alle zusammenarbeiteten.“

„Alle?“ fragte er skeptisch. Wie gebannt stand ich da und versuchte ganz scharf zu denken.

Endlich hatte ich die Bedeutung dieses einen Wortes erfaßt. Genauso wie es Menschen gab, die unter einer Diktatur nicht leben konnten, gab es wiederum andere, die eine

Demokratie ablehnten; und in jeder Menschenmasse existierten Individuen, die sich über ihre Mitmenschen erhaben fühlten. Solch eine Gruppe begrüßte die Diktatur, solange sie selbst an der Spitze stehen konnte, andernfalls kämpfte sie so lange, bis sie ihre Nebenbuhler ausgeschaltet und sich selbst zum Herrscher einer neuen Diktatur aufgeworfen hatte.

„So ist es“, sagte Mr. Macklin, der meinen gedanklichen Überlegungen gefolgt war. „Und wenn diese Gruppe an die Öffentlichkeit treten würde, wie lange könnte sie sich wohl halten?“ fragte er mich.

„Nicht sehr lange, es sei denn, sie wäre schon stark genug, die Macht auch zu behalten“, sagte ich.

„Also nun, Mr. Cornell, stellen Sie sich einmal zwei Parteien vor. Eine davon baut eine Hierarchie von Mekstroms auf und strebt die Weltherrschaft an, um alle übrigen Menschen zu versklaven; die andere dagegen will zum Wohle der Menschheit wirken und legt das Prinzip der Freiheit bei all ihren Handlungen zugrunde. Weder die eine noch die andere Gruppe wagt es, an die Öffentlichkeit zu treten. Wir können also nicht unsere Gegner anklagen, ohne in diesem Falle auch von ihnen angeklagt zu werden. Die Angriffsmethode unserer Gegenspieler liegt darin, daß man Sie zum Werkzeug machte und Sie zwingen will, uns als eine Untergrundbewegung zu entlarven, die Übermenschen produziert. Und nun“, fuhr er gedankenvoll fort, „überlegen Sie einmal, was geschehen würde, wenn wir der Öffentlichkeit bekanntgäben, daß wir die Mekstromsche Krankheit heilen können, indem wir die armen Opfer in Supermenschen verwandeln. In diesem Augenblick würde

unser Gegner zum Schlage ausholen und in die Welt hinausposaunen, wir behielten aus machtpolitischen Gründen das Geheimnis der Heilung für uns. Und man würde ihnen glauben. Wir würden verfolgt und vernichtet werden, während die Gegner weiterhin ihre Position festigen könnten, indem sie in ihrer Auslese von Gleichgesinnten fortführen.“

„Und wer ist dieser Gegner?“ fragte ich, obwohl ich es schon wußte. Aber ich wollte den Namen von Mr. Macklin persönlich hören.

Doch er schüttelte den Kopf. „Ich kann ihn nicht nennen. So, Mr. Cornell, jetzt habe ich Ihnen genug zum Denken gegeben, ohne direkte Behauptungen aufzustellen, die Sie unter Umständen bei Gericht gegen mich verwenden könnten. Und nun, Mr. Cornell, stecken Sie bitte Ihre Waffe weg und gehen Sie.“

Beschämt steckte ich die Pistole wieder in meine Tasche. „Aber bitte, Sir –“

„Bitte gehen Sie, Mr. Cornell. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, ohne uns Schwierigkeiten zu machen. Es tut mir leid, daß Sie wie eine Schachfigur hin- und hergeschoben werden, aber ich hoffe, daß Sie sicher durch alle Gefahren kommen werden. Jetzt aber verlassen Sie uns bitte.“

Ich ging. Und als ich zur Tür hinausschritt, berührte Miß Macklin meinen Arm und sagte sanft: „Ich hoffe, Sie finden Ihre Catherine wieder, Steve.“

Ich nickte stumm.

## 11. Kapitel

Ich betrat meine Wohnung. Sie roch muffig; aus jeder Ecke grinste mich Leere an. Die Sachen, die mir kurz vor meiner Abreise aus Catherines Wohnung zugeschickt worden waren, lagen noch so auf dem Tisch, wie ich sie hingeworfen hatte. Ich griff zur Post und ging sie durch; da stieß ich auf den Brief.

*Lieber Mr. Cornell,*

*wir haben uns gefreut, von Ihnen zu hören. Wir zogen nicht aus, weil Marian die Meksstromsche Krankheit bekam, sondern weil sich die tote Zone verlagerte und wir uns psimäßig wie in einem Glashaus vorkamen.*

*Bitte, glauben Sie nicht, daß Sie uns noch irgend etwas schuldig sind.*

*Da wir alle der Meinung sind, daß unsere Bekanntschaft mit einem für Sie sehr unglücklichen Ereignis verknüpft ist, wäre es besser, wenn Sie versuchten, uns zu vergessen.*

*Sonst geht es uns gut.*

*Mit freundlichen Grüßen und adieu*

*Phillip Harrison*

Ich seufzte. Der Brief klang nett, aber irgendwie unaufrecht. Ich esperte nach verborgenen Bedeutungen, konnte aber nichts herausfinden. Ich griff zur Feder und schrieb Phillip Harrison folgende Antwort:

*Lieber Phillip, ich nahm ihren Brief heute in Empfang, als ich von einer ausgedehnten Reise zurückkam. Es freut mich zu hören, daß Marian nicht an der Meksstromschen*

*Krankheit leidet. Man erzählte mir, daß diese Krankheit für „Nichteingeweihte“ tödlich verläuft.*

*In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, grüße ich Sie vielmals.*

*Steve Cornell*

„Das sollte genügen“, dachte ich.

Dann, um mir und meinem Esper zu helfen, nahm ich ein seidenes Taschentuch, das Catherine bei einem ihrer Besuche bei mir liegengelassen hatte, und schob es mit meinem Brief in den Umschlag hinein, adressierte ihn an die mir bekannte Deckadresse, klebte eine Marke darauf, ging hinunter und steckte den Brief in den Kasten.

Da mir die Postroutine bekannt war, ging ich am nächsten Morgen zur Pennsylvania Station auf der 34. Straße, um zu versuchen, auf Grund meines ESP die wirkliche Adresse von den Harrisons ausfindig zu machen.

Ich ging in die Bar. Sie befand sich hauptsächlich in einer toten Zone. Aber ich fand eine kleine Ecke, von der aus meine Perzeptionsfähigkeit funktionierte. Ich hatte Glück und konnte feststellen, daß der Postsack mit meinem Brief zum La Guardia-Flughafen transportiert wurde.

In größter Eile verließ ich die Bar, nahm ein Taxi und ließ mich zum Flughafen fahren. Dort angekommen, fand ich heraus, daß der Postsack in das Flugzeug DC-16, das die Route Chicago-Denver-Los Angeles-Hawaii-Manila beflog, verladen wurde. Da ich nicht wußte, wie weit mein Brief reisen würde, löste ich eine Karte bis zum Endziel. Gerade noch im letzten Moment erreichte ich den Laufsteg zur Maschine, bevor er eingezogen wurde.

Mein Postsack lag in dem Abteil unter mir. Während des einstündigen Fluges bis Chicago fand ich heraus, daß Chicago der Bestimmungsort für den Postsack war, den ich verfolgte, obwohl es mir nicht gelang, die von der Post gemachte Notiz mit der nun wirklichen Anschrift der Harrisons zu espern. Wie sehr ich mich auch anstrengte, die Schrift blieb verschwommen.

Auf dem Flugplatz angekommen, hatte ich gerade noch Zeit, mir den Rest des Geldes für die nicht weiter benutzte Flugkarte auszahlen zu lassen. Dann stieg ich in den Bus, der die Fluggäste zur Stadt brachte. Der Postsack lag nur etwa sechs Fuß von mir entfernt. Aus nächster Nähe esperte ich das Superskript auf meinem Brief und stellte fest, daß dieser über Ladysmith-Wisconsin, und von dort aus weiter über eine Landroute, die mir nicht bekannt war, geleitet wurde.

Ich mußte also einen neuen Flug antreten und fuhr zum Chicagoer Flughafen zurück. Dort bestieg ich eine alte, propellerbetriebene Convair, die mich bis nach Ladysmith brachte.

In Ladysmith mietete ich einen Wagen, kaufte mir eine Straßenkarte und prüfte die Landrouten. Darm fuhr ich los.

Eine Landstraße mit den mir bekannten Straßenzeichen führte mich über Bruce, Wisconsin, nach Caley Lake, wo das Straßenzeichen eine fehlende Speiche aufwies.

Ich bog in den Feldweg ein und fühlte mich wie Columbus, der Amerika entdeckte. Ich hatte Phillip Harrison gesehen.

Er war mit der Reparatur einer automatischen Pumpe beschäftigt. Er bemerkte meine Ankunft nicht eher, bis ich neben ihm anhielt und sagte:

„Als mechanischer Ingenieur und Esper kann ich Ihnen sagen, daß –“

„Eine Dichtung kaputt ist“, beendete Phil meine Erklärung. „Um das herauszufinden, brauche ich weder Esper noch Ingenieur zu sein! Aber wie zum Teufel haben Sie uns gefunden?“

„In Ihrem Briefkasten liegt ein Brief“, sagte ich. „Ich kam mit ihm zusammen hier an!“

Er blickte mich humorvoll an. „Und was hat Ihre Postgebühr gekostet? Oder kamen Sie als Muster ohne Wert?“

„Phil, bitte sagen Sie mir – was geht hier vor?“

Sein Lächeln verschwand. Er schüttelte unglücklich den Kopf. „Warum können Sie uns nicht in Ruhe lassen?“ Er zuckte die Achseln. „Jetzt sind Sie aber nun einmal hier. Sie wissen zu viel, Steve.“

„Ich weiß nicht genug. Ich stehe unter einer posthypnotischen Suggestion, die man mir im Krankenhaus verpaßt hat!“

„Steve, kommen Sie herein und begrüßen Sie Marian. Vielleicht kann sie helfen. Sie ist ein hochgradiger Telepath.“

„Marian?“ fragte ich tonlos.

Und da stand das Mädchen auf der Veranda!

„Kommen Sie herein, Steve!“ rief sie und streckte mir die Hand zum Gruß entgegen. Ihr Griff war fest und doch sanft. Ich wußte, daß sie meine Hand hätte zerdrücken können, wenn sie es gewollt hätte.

„Es macht mich glücklich zu sehen, daß Sie nicht an der Mekstromschen Krankheit – *leiden*“, sagte ich.

„So wissen Sie Bescheid, Steve. Schade.“

„Warum?“

„Weil das für uns alle eine zusätzliche Belastung ist. Auch für Sie.“ Nachdenklich blickte sie mich an. „Nun, kommen Sie weiter, Steve, wir werden alles durchsprechen.“

Wir gingen ins Haus.

Auf einem Divan im Eßzimmer, mit einer leichten Decke bedeckt, lag ein Mädchen. Ihr Gesicht war mir abgewendet, aber das Haar und die Umrisse ihres Körpers –

„Catherine“ rief ich in Gedanken.

Sie drehte sich herum, setzte sich auf, wischte den Schlaf aus ihren Augen und blickte mich an.

„Steve!“ schrie sie, und ihre ganze Liebe lag in diesem Aufschrei.

## 12. Kapitel

Catherine machte einen zögernden Schritt – dann stürzte sie auf mich zu, warf sich mir in die Arme, preßte mich fest an sich.

Ich hatte das Gefühl, von einem Traktor erdrückt zu werden.

Phillip stützte mich, sonst wäre ich von dieser wilden Umarmung wohl durch die Tür über die Veranda in die Mitte des Gartens geflogen. Ihre Kraft zerquetschte meine Brust und brach mir fast das Rückgrat. Eine Umarmung wie diese hier bedeutete – Tod.

Ihr Körper hatte immer noch dieselbe Geschmeidigkeit, aber die warme Sanftheit war verschwunden.

Phillip und Marian zogen Catherine zur Seite, bevor sie mich ganz zerbrechen konnte. Phillip führte sie weg und flüsterte ihr dabei etwas ins Ohr. Marian trug mich zum Diwan und legte mich nieder. Allmählich fand ich wieder zu mir selbst zurück, aber jeder Atemzug bereitete mir Schmerzen.

Dann überkam mich grenzenlose seelische Pein. Die furchtbare Gewißheit, daß das Mädchen, das ich liebte, mich niemals mehr in ihre Arme nehmen konnte, ließ mich erschauern. Mein einziger Wunsch war gewesen, Catherine zu meiner Frau zu machen, und jetzt, da ich sie wiedergefunden hatte, mußte ich der bitteren Tatsache ins Auge blicken, daß die erste Umarmung mich körperlich zerbrechen würde.

„Warum?“ schrie ich verzweifelt.

Marian sprach mit sanfter Stimme: „Steve, Sie dürfen sich nicht aufregen. Sie müssen sich damit vertraut machen, daß Catherine für Sie schon verloren war, bevor Sie sie an jenem Abend in ihrer Wohnung abholten. Was Catherine nur für eine leichte Schwellung an ihrer Zehe hielt, war in Wirklichkeit bereits eine Infektion der Mekstromschen Krankheit. Wir stehen alle dieser Krankheit psi-sensitiv gegenüber, Steve; und als Sie verunglückten und Dad und Phil Ihnen zu Hilfe eilten, wußten sie sofort Bescheid. Selbstverständlich mußten wir dem Mädchen helfen.“

Ich muß bitter vor mich hingestarrt haben.

„Hören Sie, Steve“, sagte Phillip langsam. „Hätten Sie nicht gewollt, daß wir ihr helfen sollten? Würden Sie nach all dem gewünscht haben, Catherine bei sich zu behalten, um mitanzusehen zu müssen, wie sie ein vierundsechzigstel Zoll pro Stunde stirbt?“

„Warum haben Sie mich das nicht wissen lassen?“

Phil schüttelte den Kopf. „Das konnten wir nicht, Steve, Sie müssen auch unseren Gesichtspunkt verstehen.“

„Und warum haben Sie mich nicht auch verschwinden lassen?“ fragte ich müde.

Phillip blickte mich traurig an. „Nein, Steve, das ging nicht. Sie wissen selbst, daß es sich um einen schweren Unfall handelte, der niemals den Behörden hätte verheimlicht werden können. Also mußte auch wenigstens *ein* Mensch an der Unglücksstätte gefunden werden. Ein Auto konnte ja schließlich nicht von allein fahren, sondern mußte einen Fahrer besitzen, der entweder tot oder lebendig unter den Trümmern lag.“

Das leuchtete mir ein.

„Und außerdem“, fuhr Phil fort, „haben Sie nicht die Mekstromsche Krankheit.“

„Wie kann ich sie bekommen?“ fragte ich hitzig.

„Das weiß keiner“, sagte er unglücklich. „Wenn wir es wüßten, dann würden wir so schnell wie möglich die übrige Menschheit mit stahlharten Körpern ausstatten.“

„Aber nun, Steve, wollen wir versuchen, herauszubekommen, was es mit der posthypnotischen Suggestion auf sich hat“, schaltete sich Marfan ein. „Lassen Sie mich tief in Ihren Bewußtseinsinhalt eindringen, Steve, und du, Catherine, komm zu mir und hilf mir dabei.“

Catherine nickte. Ich lehnte mich zurück.

„Beweise für das Vorhandensein von posthypnotischer Suggestion sind schwer zu entdecken, wenn diese von einem Experten eingepflanzt wurde. Jetzt aber denken Sie noch einmal an den Unfall, Steve“, sagte Marian ruhig.

Nochmals durchlebte ich das Vergangene; und vor meinem geistigen Auge ließ ich den Unfall und die darauffolgende Zeit mit all ihren Abenteuern bis zur Gegenwart an mir vorüberziehen. Dann hielt ich inne.

Marian schaute zu Catherine. „Hast du es herausgefunden?“

„Es bleibt verschwommen.“

„Es tut mir leid“, sagte Marian. „Sie verstehen, Steve, es ist sehr schwer, etwas herauszulesen. Wir können keinen direkten Beweis für eine hypnotische Suggestion finden. Ein Experte auf dem Gebiet der Psycho-Telepathie muß in geschickter Weise die Pläne in Ihr Gehirn gepflanzt haben, ohne Spuren hinterlassen zu haben.“

Ich dachte einen Augenblick darüber nach. „Es scheint mir, daß, wer immer es auch getan haben mag, sich dessen bewußt war, daß ein Großteil meiner Neugier auf Catherines völliges und unerklärliches Verschwinden zurückgeführt werden würde. Sie hätten sich eine Menge Schwierigkeiten erspart – und mir einen großen Kummer, wenn Sie mich hätten etwas wissen lassen. Gott! Haben Sie denn gar kein Mitgefühl?“

Catherine blickte mich aus großen, traurigen Augen an. „Steve“, sagte sie ruhig. „Was sollte ich denn tun? Etwa qualvoll sterben?“

„Steve“, schaltete Marian sich jetzt ein, „Sie wissen doch genau, daß wir Ihnen nicht die Wahrheit sagen konnten.“

Phillip nickte beistimmend.

„Ja, Sie haben recht“, gab ich widerstrebend zu. „Aber nun bin ich hier und habe euch alle wiedergefunden. Was wollen wir jetzt tun?“

„Wir müssen weiterarbeiten, Steve, bis wir Erfolg haben“, erklärte Phil.

„Erfolg?“

Er nickte. „Ja, bis zu dem Tage, an dem wir jeden Mann, jede Frau und jedes Kind dieser Erde in genau den gleichen physischen Übermenschen verwandelt haben, wie wir es sind. Eher ist unsere Arbeit nicht beendet.“

Ich verstand. „Einen Teil eurer Aufgaben erklärten mir schon die Macklins“, sagte ich.

„Nun, dann ist dies ja nichts Neues mehr für Sie.“

„Nein; aber es gibt trotzdem noch eine Menge zu erklären. Den Grundgedanken habe ich erfaßt: Scholar Phelps

und seine Leute wollen einen totalitären Staat errichten, eine Diktatur von Übermensch, unter der die normalen Menschen als Sklaven leben müßten. Sie dagegen nun und Ihre Untergrundbewegung bekämpfen Phelps, weil Sie keine Hierarchie von Übermensch wünschen.“

„Fahren Sie fort, Steve, Ihr Gedankengang ist richtig!“

„Nun, zum Teufel, warum treten Sie dann nicht an die Öffentlichkeit?“

Phil zuckte die Schultern. „Das geht nicht, Steve. An dem Tag, an dem wir bekanntgeben, daß wir die Mekstromsche Krankheit ‚heilen‘ können, indem wir die Opfer in physische Supermensch verwandeln, wird eine Panik entstehen, und jeder wünschte die gleiche Behandlung zu erfahren. Wir aber müßten den Menschen sagen, daß wir diejenigen, die von der Weltraumpest nicht infiziert sind, auch nicht in physische Supermensch verwandeln können. Und das würde man uns nicht glauben. Wir würden von dem Haß der Menschen verfolgt und schließlich vernichtet werden. Es ist nicht so, daß wir nicht unverletzbar sind! Wir können getötet werden! Wir können von einer haßerfüllten Menschenmenge ausgerottet werden! Weder wir noch Phelps und seine Leute haben soviel Macht, um sicher zu sein.“

„Das leuchtet mir ein“, sagte ich, „aber was soll jetzt mit mir geschehen?“

„Nun, Sie haben vernommen, daß wir nicht weiter können, bevor wir nicht wissen, ob gesundes Fleisch künstlich mit Mekstromscher Krankheit infiziert werden kann. Wir brauchen normales Fleisch für Versuchszwecke, Steve!“

„Ich verstehe. Wunderbar! Steve Cornell wieder einmal

Versuchskaninchen! Und wenn ich siebzig Jahre alt bin, wird immer noch an mir herumexperimentiert werden! Herrliche Aussichten!“

Catherine wandte sich mir zu und rief flehentlich: „Steve, du mußt es tun!“

„Nun ja, es wird mir nichts anderes übrigbleiben, wenn ich dich immer noch heiraten will!“ sagte ich bitter.

In der darauffolgenden Nacht schlief ich schlecht. Häßliche Träume verfolgten mich, und ich war froh, als der Morgen graute.

### *13. Kapitel*

Die nun folgenden neunzig Tage waren die schrecklichsten meines Lebens. Alles fing ganz gut an, aber plötzlich nahmen die Dinge eine Wendung zum Schlechten.

Man begann mit Enthusiasmus an mir herumzuexperimentieren, schnitt für Versuchszwecke etliche Stückchen Fleisch aus meinem Körper, verpaßte mir Injektionen.

Alle waren nett zu mir. Aber als aus Tagen Wochen wurden und sich immer noch nichts Positives ergaben hatte, ebte ihre anfängliche Begeisterung ab, und die Hoffnung sank. Die vorzunehmenden Experimente – auf einer langen Liste zusammengestellt – waren bereits durchgeführt worden, und man stand sich ratlos gegenüber. Sie begannen an neuen Ideen zu arbeiten, aber wie die Dinge lagen, gab es kaum noch umwälzende Möglichkeiten, die einen Erfolg hätten herbeiführen können; und so begann die Zeit schwer auf mir zu lasten.

Sie vermieden es, mich anzusehen. Sie unterhielten sich nicht mehr mit mir über die durchgeführten Versuche, und so tappte ich im dunkeln und wußte nicht, was sie taten und auf welche Weise sie hofften, die Sache zum erfolgreichen Ende zu führen. Ich bemerkte ihre Hilflosigkeit, die auf ein Versagen schließen ließ, und diese Hilflosigkeit übertrug sich auch auf mich.

Zuerst raubte mir der Gedanke an Erfolglosigkeit fast den Verstand, aber nach einigen Tagen mußte ich mich mit dieser Tatsache vertraut machen und mir sagen, daß es für Steve Cornell keine Zukunft gab.

Zu dieser Zeit begann ich mit dem Gedanken zu spielen, mich einer Reorientierung zu unterziehen.

Reorientierung ist eine Art geistiger Selbstmord. Einmal reorientiert – und die Probleme, die das Leben unerträglich machen, sind vergessen, die Persönlichkeit gewandelt! Man ist ein völlig neuer Mensch!

Dann aber, als ich mich eines Morgens intensiv im Spiegel betrachtete, kam ich zu dem Schluß, daß, wenn ich nicht *ich* sein konnte, ich auch nicht wünschte, irgend jemand anderes zu sein. Es ist nicht gut zu leben, wenn ich nicht Steve Cornell sein kann, sagte ich zu meinem Spiegelbild, das mir zunickte.

Dann lief ich hinaus, sprang in mein Auto und flüchtete. Das war nicht schwer; jeder in Homestead vertraute mir.

## 14. Kapitel

Ich machte um die markierten Straßen einen großen Bogen. Meine Perzeption ließ ich auf vollen Touren laufen, um etwaige Verfolger rechtzeitig erkennen zu können. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichte ich den Mississippi. Ich fand ein Motel, wo ich übernachten konnte.

Als der Morgen graute, erwachte ich mit einem eigenartigen Gefühl. Irgend etwas schien im Gange zu sein. Hastig zog ich mich an. Dabei esperte ich die anderen Bungalows des Hotels.

In Nummer 1 wohnte ein Vertreter, stellte ich fest, nachdem ich sein Gepäck geespert hatte. In Nummer 2 schlief ein älteres Ehepaar. Nummer 3 beherbergte einen Lastkraftwagenführer, und in Nummer 4 war ein ganzer Schwarm Schulmädchen untergebracht. Nummer 5 war mein Appartement. Nummer 6 war leer. Nummer 7 war ebenfalls leer, aber das Bett schien benutzt worden zu sein. Da hörte ich gerade die Tür ins Schloß fallen und kleine, schnelle Schritte auf meinen Bungalow zukommen.

Ich stürzte hinaus, sprang in meinen Wagen, drückte auf den Anlasser und wollte mich durch die Reihe der parkenden Wagen hindurchschlängeln. Aber ich war nicht schnell genug.

Die Wagentür wurde aufgerissen, und ein Mädchen schwang sich in den Sitz.

Es war Marian Harrison!

„Steve“, rief sie ein wenig atemlos, „warum machen Sie solche Sachen?“

„Es wäre besser, Sie ließen mich jetzt zufrieden“, antwortete ich böse.

„Warum lassen Sie sich nicht reorientieren, Steve? Sie würden dadurch vergessen und wieder ein anderer Mensch werden können!“

„Erwarten Sie das wirklich von mir?“ fragte ich bitter.

Marian schüttelte langsam den Kopf.

„Nun, was erwarten Sie dann?“ brüllte ich. „Wenn ich für Sie und Ihre Leute eine Bedrohung darstelle, so ist das bedauerlich. Wenn Sie mich aber loswerden wollen, so müssen Sie mich schon mit Gewalt in ein Reorientierungszentrum schleppen. Ich denke nicht daran, mich dieser Prozedur freiwillig zu unterziehen. Ich bleibe Steve Cornell, verstanden?“

„Ich verstehe, Steve“, sagte sie sanft. „Ich kenne Sie und weiß, daß Sie nicht aufgeben können.“

„Eben, weil man mir die hypnotische Suggestion verpaßt hat“, sagte ich mürrisch.

Marian schüttelte den Kopf. „Thomdykes hypnotische Suggestion war sehr schwach“, erklärte sie.

„Nun, Marian, da Sie ja ein guter Telepath sind, könnten Sie ja die posthypnotische Suggestion auslöschen, so daß ich die ganze Sache vergessen würde!“

„Das werde ich nicht tun!“ brauste sie auf.

Verwundert blickte ich sie an. Da ich kein Telepath war, konnte ich keinen einzigen ihrer Gedanken lesen, aber das, was sie soeben gesagt hatte, meinte sie auch. „Marian, warum beschäftigen Sie sich denn überhaupt mit mir?“

Eine volle Minute herrschte Schweigen. Dann schaute

mir Marian fest in die Augen. „Aus demselben Grund, aus dem heraus Scholar Phelps hoffte, Sie gegen uns zu gewinnen“, sagte sie ruhig. „Ihr zukünftiges Schicksal ist an das unserer gekettet, Steve, ganz gleich, ob Sie unser Freund oder Feind sind!“

„Und was gedenken Sie nun zu tun?“ fragte ich ein wenig zynisch.

Sie lächelte. „Steve, ich werde mit Ihnen fahren und den Telepathen in Ihrem Untersuchungsteam spielen. Außerdem muß ich aufpassen, daß Sie nicht in Schwierigkeiten geraten, aus denen Sie nicht mehr herausfinden könnten!“

„Ich brauche keine Beschützerin – und ein Mädchen in dieser Rolle schon gar nicht!“

„Steve“, sagte sie ernst, „glauben Sie mir und vertrauen Sie mir. Sie haben den Tatsachen noch nicht richtig ins Auge geschaut!“

„Sie auch nicht, Marian. Sie wollen mit mir fahren, um mir hilfreich zur Seite zu stehen. Gut, ich nehme Ihr Angebot an. Aber Sie wissen genau, daß ich meine Pläne so lange verfolgen werde, bis das Geheimnis gelöst ist. Jetzt aber sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen: wollen Sie mich bis zur letzten Konsequenz unterstützen?“

Marian Harrison schlug einen Moment die Augen nieder. Ich brauchte kein Telepath zu sein, um zu wissen, daß ich einen wunden Punkt berührt hatte. Dann blickte das Mädchen mir fest in die Augen und sagte: „Steve, mehr als alles andere möchte ich Sie aus Schwierigkeiten heraushalten. Sie sollten doch eigentlich jetzt schon wissen, wie wenig Schaden Sie als einzelner unseren Gegnern zufügen können!“

„Wenn ich der einen Seite keinen Schaden zufügen kann, so kann ich der andern Seite auch nichts nutzen“, dachte ich.

Sie nickte.

„Und doch muß ich von Wichtigkeit sein!“

Sie nickte wieder.

Ihr Schweigen bewies mir, daß ich nochmals einen wunden Punkt berührt hatte.

„Was bin ich?“ fragte ich bitter. „Was für ein Fluch liegt auf mir? Was habe ich getan, daß durch meine Anwesenheit Menschen verschwanden – Catherine, Thorndyke und Nurse Farrow?“

Plötzlich kam mir ein phantastischer Gedanke, und ich sprach ihn sofort aus: „Ich habe den Eindruck, daß ich eine Art Träger der Mektstromschen Krankheit bin! Jeder, der mit mir in Berührung kommt, wird ein Mektstrom! Ist das so, Marian?“

Sie lächelte gezwungen. „Das scheint äußerst logisch, Steve, aber es ist nicht wahr!“

Kalt blickte ich sie an. Ich merkte, daß sie log. „Wie soll ich Ihnen glauben?“

„Sie müssen mir glauben, Steve. Warum sollte ich Sie anlügen?“

„Und doch lügen Sie, Marian, denn anders gäbe alles keinen Sinn. Sie wollen mich begleiten und mich mit den Menschen in Berührung bringen, die, dann zu Mektstroms geworden, für Sie von großem Nutzen sind.“

„Steve –“ begann Marian, aber ich unterbrach sie.

„Wenn ich mit meinem jetzigen Wissen frei herumlaufe“, sagte ich bitter, „kann mich das Medizinische Forschungs-

zentrum einkassieren – es sei denn, eure Untergrundbewegung kommt ihm zuvor.“

Ruhig sagte Marian: „Wir reorientieren Menschen wirklich nicht gern. Sie ändern sich zu sehr –“

„Aber das ist es doch, was ihr mit mir vorhabt?“ fragte ich ausdruckslos.

„Es tut mir leid, Steve.“

Wütend fuhr ich fort: „Und wenn ich dann nicht mehr Steve Cornell bin, werde ich von Ort zu Ort geschickt werden, um neue Mekstroms für euch zu schaffen!“

Sie schaute mich an. Tränen standen in ihren Augen. „Wir hoffen alle –“ begann sie.

„So, wirklich?“ stieß ich rauh hervor. „Habt ihr in Homestead etwa nur deshalb gearbeitet, um herauszufinden, was mich zum Überträger der Krankheit macht statt zu ihrem Opfer?“

„Nicht nur, Steve“, antwortete sie, und dieses Mal klang es ehrlich.

„Schlechte Aussichten für einen Menschen, der nichts Böses getan hat, nicht wahr?“

„Es tut uns allen leid, Steve.“

„Hören Sie einmal zu, Marian.“ Mir war plötzlich ein Gedanke gekommen. „Warum kann ich nicht so weitermachen? Ich könnte selbst eine Art Station gründen und die Menschen infizieren. Auf diese Weise könnte ich für Sie weiterarbeiten und meine Persönlichkeit behalten.“

Sie schüttelte den Kopf. „Scholar Phelps weiß alles“, sagte sie. „In erster Linie müssen wir Sie vor ihm in Sicherheit bringen. Er würde Sie nur für seine eigenen Zwecke benutzen.“

„Das hat er ja bereits getan.“

„Und er wird es wieder tun. Solange Sie selbst nicht wußten, was für eine Rolle Sie eigentlich spielten, bedeutete es für Phelps kein Risiko, Sie frei herumlaufen zu lassen. Jetzt, wo Sie wissen, worum es geht, wird Phelps das nicht mehr tun.“

„So, nun haben Sie alles erzählt, und jetzt können Sie mich ja wieder nach Homestead schleppen!“

„Was könnte ich sonst anderes tun, Steve?“ sagte sie unglücklich.

„Freiwillig komme ich nicht mit!“

Überrascht schaute sie mich an. „Und was haben Sie vor?“

Ich fühlte mein Selbstvertrauen zurückkehren. Eine Entführung konnte nicht gelingen, weil ich auf dem Wege jedem Telepathen meine Lage schildern und um Hilfe bitten konnte.

„Denken Sie nicht wie ein Idiot!“ wies sie mich scharf zurecht. „Sie fuhren doch vorher auch schon durch das Land, und wie viele Menschen haben Sie überzeugt? Wie war es im Hotel in Denver? Was haben Sie da ausgerichtet?“

„Sehr wenig“, dachte ich.

Da wurde ich durch ein plötzliches Ereignis zum Handeln gezwungen. Ein Geschöß durchschlug das Rückfenster meines Wagens, sauste genau zwischen unseren Köpfen hindurch und zersplitterte die Windschutzscheibe. Zwei weitere Schüsse folgten. Die Kugeln nahmen mit unheimlicher Präzision den gleichen Weg.

Mir war sofort klar, daß es sich nur um Warnschüsse

handelte, denn der unsichtbare Scharfschütze, der sich außerhalb meiner Esperreichweite befand, hätte uns bestimmt nicht verfehlt, wenn es nicht seine Absicht gewesen wäre.

Ich gab Gas, und wir rasten davon.

## 15. Kapitel

„Nicht so schnell!“ schrie Marian, als ich in rasendem Tempo eine Kurve nahm.

„Blödsinn“, schrie ich zurück. „Der Kerl will uns gefangennehmen, und das paßt mir nicht!“

Der vierte Schuß sauste haarscharf am Wagen vorbei. Ich gab noch mehr Gas – mit wahnwitziger Geschwindigkeit rasten wir die Straße entlang – das war unsere. einzige Chance. Unser Verfolger durfte nicht die Möglichkeit erhalten, die Autoreifen zu durchschießen.

Wieder legten wir uns in eine Kurve. Die Reifen quietschten. Zwei Männer standen am Straßenrand; einer von ihnen winkte mir zu, weiterzufahren, der andere stand da und starrte die Straße in der Richtung entlang, aus der wir gekommen waren. Wir sausten an ihnen vorbei. Eine weitere Gruppe von Männern tauchte auf. Sie schoben einen Heuwagen und stellten ihn quer über die Straße, nachdem wir sie passiert hatten.

Ich esperte die Männer. Sie trugen Waffen. Ich richtete meine Perzeption wieder nach vorn – gerade noch rechtzeitig, um zu erkennen, daß eine zweite Barriere unseren Weg blockierte.

Marian schrie auf, als sie die neue Bedrohung in meinem Hirn las. Ich bremste scharf. Hinter uns knallten Schüsse. Vor uns sah ich drei Männer gewehrschwenkend auf uns zueilen.

Ich riß den Wagen herum und fuhr wieder zurück. Gerade, als ich in eine mir als Rettung erscheinende Seitenstra-

ße einbiegen wollte, gab es einen Knall. Der linke Hinterreifen war zerschossen! Der Wagen schleuderte, und noch bevor er zum Halten kam, war ich herausgesprungen und rannte davon.

„Steve“, schrie Marian hinter mir her, „kommen Sie zurück, es sind unsere Freunde!“

Ich kümmerte mich nicht darum. Vor mir breitete sich ein Dickicht aus, und ich lief darauf zu. Schnell esperte ich zurück. Marian hatte sich der Gruppe angeschlossen und zeigte in meine Richtung.

Ich lief weiter.

Das Wäldchen war nicht so dicht, wie ich es mir gewünscht hätte.

Vor mir sah ich ein paar Männer vorsichtig auf das Dickicht zuschreiten, während eine andere Gruppe hinter mir herkam. Sie hatten mich umstellt.

Ich versuchte, mich unter einem Reisighaufen zu verbergen, obwohl ich wußte, daß dieser nur einen armseligen Schutz gegen Gewehrschüsse bot. Ich prüfte meine Bonanza. Nach welcher Seite ich schießen würde, wußte ich noch nicht, und ich machte mir deshalb auch keine Gedanken. Ich würde auf den Erstbesten feuern, der mir in den Weg kam.

Ich esperte das Gelände um mich. Zwei feindliche Parteien standen sich gegenüber, und jede versuchte, mich in ihre Hände zu bekommen. Die beiden Gruppen waren ausgeschwärmt und schritten vorsichtig auf das Dickicht zu.

Sie hatten die verschiedensten Waffen: Jagdgewehre, eine Expreßbüchse, Schrotgewehre, Revolver, einen gefährlich aussehenden Colt und andere Mordinstrumente.

Ich kniete in meinem kleinen Versteck nieder.

Die tödliche Expreßbüchse brüllte auf.

Und nun war ein Handgemenge im Gange. Aber es gab keine wirklichen Verletzten. Sicher floß etwas Blut, aber diese Mekstroms gingen mit Gewehren aufeinander los, schlugen sich mit den Karabinern auf die Köpfe, ohne daß sie ernstlichen Schaden nahmen. Sie konnten mit Messern, mit Baumstämmen oder Steinblöcken aufeinander losgehen, den Tod fand keiner dabei. Ein solches Schlachtfeld war nichts für Steve Cornell.

Ich entschloß mich, mein Versteck aufzugeben und weiterzulaufen.

Ich esperte schnell meine Umgebung. Die Männer von Marians Gruppe schienen jetzt im Vorteil. Rechts und links waren sie bereits an mir vorbeigestoßen.

Vorsichtig kroch ich aus meinem Versteck hervor, stand auf und begann zu rennen. Ich hörte die Schreie der Verfolger. Sie befahlen mir stehenzubleiben; ich dachte gar nicht daran. Ihre Rufe spornten mich nur noch zu schnellerem Laufen an.

Über meine Schulter hinweg feuerte ich einen ungezielten Schuß ab. Dann sprang ich über einen Graben und landete inmitten einer Menge von Autos. Schnell esperte ich jeden Wagen, suchte mir das schnellste Modell heraus, in dem noch der Zündschlüssel steckte, sprang hinein, startete, gab Gas und raste davon.

\*

Der Wagen, den ich mir angeeignet hatte, war ein Clinton Special mit schlechter Federung. Aber das kümmerte mich

nicht. Das Wichtigste für mich war, so viele Meilen wie nur irgend möglich in kürzester Zeit zwischen mich und das Schlachtfeld zu bringen. Und der Clinton schien dafür besonders geeignet zu sein. Die Führung des Wagens nahm meine ganze Esperfähigkeit in Anspruch; und so bemerkte ich erst den Düsenhubschrauber, als er schon direkt über mir schwebte und das Brüllen der Motoren mir in den Ohren dröhnte.

Schnell schickte ich meine Perzeption zu dem Schrauber.

Zwei hartgesichtige Männer in blauer Polizeiform saßen in der Kabine. Einer von ihnen spielte mit einem Paar Handfesseln.

Sie glitten ungefähr fünfzehn Fuß hoch über mich hinweg und warfen etwa tausend Fuß vor mir eine Blockierungsbombe. Dicker, roter Rauch stieg auf und vernebelte die Straße.

Ich bremste scharf, so daß der Clinton bald Kopf stand. Es wäre sinnlos gewesen, in den Nebel hineinzufahren. Man hätte in diesem Falle unweigerlich auf mich geschossen. Der Hubschrauber glitt nieder und landete direkt vor meinem gestohlenen Clinton.

Der Polizist war kurz angebunden. „Fahrausweis und Wagenpapiere“, schnarrte er.

Nun, ich saß in der Falle. Wohl war mein Fahrausweis in Ordnung, aber er gestattete mir nicht, einen gestohlenen Wagen zu fahren. Und die Wagenpapiere, die in der Handschuhablage steckten, lauteten nicht auf meinen Namen. Man hatte mich also geschnappt!

„Ich komme ohne Widerrede mit“, sagte ich zu dem Polizisten.

„Sehr freundlich von Ihnen“, antwortete er zynisch. Er notierte meine Vergehen in einem Notizbuch: Überschreiten der Höchstgeschwindigkeit, unvorsichtiges Fahren usw. usw.

„Rücken Sie zur Seite, Cornell, ich übernehme jetzt das Steuer!“ sagte er kurz.

Ich gehorchte.

Er fuhr mich zum Schnellgericht und übergab mich Richter Hollister.

Richter Hollister, ein älterer Mann mit einem kantigen Kinn und stahlhartem Blick gehörte zu den nur noch wenigen normalen Menschen ohne jegliche Psifähigkeit. Das war das erste, was ich feststellte. Es war mir bekannt, daß diese Menschen uns andersgeartete verabscheuten, ja – haßten, und so bereitete ich mich im stillen schon auf eine hohe Strafe vor.

Vor mir wurden noch etliche kleinere Verkehrsdelikte behandelt, und ich mußte warten. Ein Prickeln am Ringfinger meiner linken Hand ärgerte mich, und ich wetzte den Finger mehrmals an meiner Hose, um das lästige Jucken dadurch zu vertreiben.

Dann wurde ich aufgerufen.

Richter Hollister musterte mich eiskalt und fragte sarkastisch: „Bekennen Sie sich zu den Punkten der Anklage: schuldig oder nicht schuldig?“

„Schuldig“, gab ich zu.

Er strahlte vor Selbstgerechtigkeit. Zu den eben verlesenen Anklagepunkten fügte er noch den der Transportgefährdung hinzu und hielt mir einen langen Vortrag über Gut und Böse.

Wieder peinigte mich das Jucken meines Fingers, und wieder versuchte ich, dieses unangenehme Gefühl durch Reiben loszuwerden.

Endlich kam er zum wichtigsten Punkt: „Das Gesetz sieht für diesen Fall eine Bestrafung von 1000 Dollar oder 90 Tagen Haft vor –“

Ich wartete ungeduldig. Das Prickeln in meinem Finger wurde stärker; Nervosität?

„Nun, Mr. Cornell?“

Ich blinzelte. „Ja, Euer Ehren?“

„Welche Strafe wünschen Sie? Ich gestatte Ihnen, eine von den beiden Möglichkeiten zu wählen!“

„Wenn ich persönliche Wertgegenstände verkaufte und dazu mein Bankkonto völlig abhob, würde ich die 1000 Dollar zusammenbekommen“, dachte ich.

„Euer Ehren, ich würde es vorziehen, den Betrag von 1000 Dollar als Sühne zu zahlen – wenn Sie mir ein wenig Zeit ließen, das Geld zu beschaffen –“

Er schlug mit seinem kleinen Holzhammer auf den Tisch. „Mr. Cornell“, rief er wütend, „einem Dieb kann man nicht vertrauen. Entweder Sie zahlen sofort, oder Sie sitzen die Strafe von 90 Tagen ab! Gerichtsdienner!“

Ich gab auf.

Mein Finger brannte wie Feuer; ich kratzte heftig die Stelle mit meinem Daumnagel und riß dabei ein kleines Stück hartes Fleisch, so groß wie ein Stecknadelkopf, heraus. Die verletzte Stelle blutete. Nervös betrachtete ich das kleine, herausgerissene Stückchen. Ich esperte meinen Finger mit aller mir zur Verfügung stehenden Konzentration.

Meine Perzeption sagte mir die Wahrheit: es gab keinen

Zweifel, ich hatte die Mektstromsche Krankheit! Ich, der bisher Immune, hatte mich angesteckt!

## 16. Kapitel

Der Gerichtsdienner wiederholte: „Kommen Sie mit, Cornell.“ Dann fügte er hinzu: „Oder muß ich Ihnen erst Handschellen anlegen?“

Es blieb mir im Moment nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Wenn ich erst in meiner Zelle war, konnte ich Pläne schmieden und sehen, was sich tun ließ.

Aber bevor ich einen Schritt zur Tür hin machen konnte, rief hinter mir irgend jemand in den Gerichtssaal hinein:

„Euer Ehren, einen Augenblick bitte, ich habe einige äußerst wichtige Informationen in dieser Angelegenheit hier!“

Der Richter blickte irritiert auf. Seine Stimme raspelte: „Wirklich?“

Ich drehte mich erschreckt um.

Dr. Thorndyke schritt zum Richtertisch! Er stellte sich vor, erklärte sein Erscheinen und belegte es mit einer Menge von Unterlagen. Der Richter sah die Papiere durch und nickte schließlich zustimmend. Thorndyke lächelte selbstbewußt. Dann fuhr er fort, wobei er mich anschaute.

„Es wäre gegen mein ärztliches Berufsethos, wollte ich zulassen, daß Sie diesen Mann hier inhaftieren“, sagte er mit öliger Stimme. „Denn Mr. Cornell hat die Mekstromsche Krankheit!“

Jeder der Anwesenden wich entsetzt zurück. Schrecken zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab. Ein paar von ihnen wischten sich ihre Hände mit Taschentüchern, einige Zuschauer verließen sogar eiligst den Saal.

Der Richter wurde bleich. „Sind Sie sicher?“ fragte er Dr. Thorndyke ängstlich.

„Ganz sicher. Sahen Sie dort das Blut an seinem Finger! Cornell riß soeben ein kleines Stückchen Mektstromsches Fleisch heraus. Das war das erste Anzeichen.“ Der Doktor fuhr in seiner Erklärung fort: „Gewöhnlich ist es sehr schwer, die Krankheit in so frühem Stadium zu erkennen, es sei denn, man kommt durch eine klinische Untersuchung darauf. Aber da ich Telepath bin und Cornell Perzeptiver, haben mir seine eigenen Gedanken verraten, daß er sich über seinen Zustand im klaren ist.“

Der Richter schlug erneut mit seinem Holzhammer laut und gewichtig auf den Tisch, um damit anzukündigen, daß er nun als Sprecher an der Reihe war. „Ich übergebe den Gefangenen in Dr. Thorndykes Obhut, der als Vertreter des Medizinischen Forschungszentrums den Gefangenen an den Platz bringen wird, wo ihm die richtige Behandlung erwartet.“

„Aber sehen Sie –“ begann ich. Doch Richter Hollister schnitt mir das Wort ab.

„Sie werden das tun, was ich sage“, schnappte er.

Ich drehte mich zu Thorndyke um. „In Ordnung“, brummte ich. „Sie haben gewonnen.“

Er lächelte wieder; ich hätte ihm am liebsten dieses Lächeln mit einem Kinnhaken weggewischt, aber ich wußte, daß ich gegen Thorndykes steinharten Körper nichts ausrichten konnte. Ich hätte mir nur meine Hand gebrochen, und die war mir dafür zu schade.

„Bitte, Mr. Cornell, folgen Sie mir“, wandte sich Thorndyke wieder an mich. „Wir werden Ihnen die beste Be-

handlung, die die medizinische Wissenschaft kennt, angedeihen lassen.“

„Was ich bezweifle“, grunzte ich.

Der Richter schlug noch einmal mit dem Holzhammer auf den Tisch, um sich gebührenden Respekt zu verschaffen. „Wachtmeister Gruenwald“, rief er wichtig, „Sie werden den Gefangenen und Dr. Thorndyke zum Medizinischen Forschungszentrum begleiten und dann sofort wieder zurückkommen, um mir die Ausführung Ihres Auftrages zu bestätigen.“

\*

Meine zweite Ankunft im Medizinischen Forschungszentrum verlief ohne Aufsehen.

Ich wandte mich an Dr. Thorndyke und fragte: „Was gedenken Sie jetzt mit mir zu tun? Wollen Sie beobachten, wie die Infektion unaufhaltsam voranschreitet? Wollen Sie amputieren? Oder wollen Sie Stückchen für Stückchen Mekstromsches Fleisch aus meinem Körper zu Versuchszwecken herausschneiden und sich daran ergötzen, mich leiden zu sehen?“

Thorndyke lächelte hintergründig. „Steve, einige Dinge wissen Sie bereits, unter anderem, daß Sie ein Überträger der Mekstromschen Krankheit sind. Es hat bisher noch keine Träger gegeben, und wir sind selbstverständlich sehr daran interessiert, zu erfahren, was Sie zu einem Träger macht.“

„Wieder das Laboratorium mit seinen endlosen Experimenten?“ dachte ich.

Er nickte. „Auch wollen wir herausfinden, ob durch Ihren jetzigen Zustand die Trägerfähigkeit ausgeschaltet wird.“

Hoffnungsvoll sagte ich: „Ich nehme an, daß ich als ein Mekstrom in Ihre Gemeinschaft aufgenommen werde?“

Thorndyke starrte ins Leere. „Vielleicht“, antwortete er tonlos.

„In Ordnung“, gab ich zurück. „Ich bin ein Gefangener. Und ich bin zum Tode verurteilt. Denken Sie, daß es so unvernünftig ist, wenn ich mich gegen dieses Todesurteil auflehne?“

„Sie sehen entweder schwarz oder weiß. Sie fragen mich: ‚Werde ich leben oder sterben?‘ und verlangen von mir eine genaue Antwort. Ich weiß sie nicht. Alles hängt von verschiedenen Faktoren ab.“

„Von welchen Faktoren?“

Kalt musterte er mich. „Ob Sie es wert sind, am Leben zu bleiben!“

„Wer entscheidet das?“

„Wir.“

## 17. Kapitel

Es wäre mir eine Genugtuung, könnte ich berichten, daß die Bande im Medizinischen Forschungszentrum roh und gemein zu mir war und daß sie sich freute, mich leiden zu sehen. Aber das kann ich nicht behaupten. Im Gegenteil; man war sogar nett zu mir. Ich bekam gutes Essen, schlief in einem sauberen und bequemen Bett, durfte Zigaretten rauchen und las die besten Magazine. Auch war es mir gestattet, mich mit den anderen Patienten zu unterhalten.

Mein Zimmer teilte ich mit noch einem Mann, ungefähr meines Alters. Er war einen Tag vor mir mit einer Infektion an seiner Mittelzehe eingeliefert worden. Seine Infektion war um etwa  $\frac{3}{8}$  Zoll weiter als die meine. Aber er machte sich gar keine Gedanken darüber. Er dachte in derselben Richtung wie Thorndyke und seine Verbündeten und war somit einer von ihnen.

„Wie haben Sie Verbindung mit ihnen aufgenommen?“ fragte ich ihn.

„Nicht ich, sondern sie nahmen Verbindung mit mir auf“, antwortete er, wobei er sich an seiner infizierten Zehe kratzte.

„Wie denn?“

„Ich schlief gerade fest. Da klopfte es draußen. Schlaftrunken kroch ich aus meinem Bett und öffnete die Wohnungstür. Es war drei Uhr morgens. Ein Mann stand vor mir und sagte: ‚Ich habe eine Botschaft für Sie!‘ ‚Hat das nicht bis morgen Zeit?‘ brummte ich. ‚Nein‘, gab er zu-

rück, ‚es ist wichtig!‘ So ließ ich ihn eintreten. Er verschwendete nicht viel Zeit. Sofort zeigte er auf eine schmiedeeiserne Stehlampe in der Ecke meines Zimmers und fragte mich nach dem Preis der Lampe. Ich nannte ihm die Summe. Da legte er den doppelten Betrag auf den Tisch, ging zur Lampe, nahm sie hoch und band aus dem Ständer ein niedliches Schleifchen! Es machte ihm absolut keine Mühe. ‚Mr. Mullaney‘, fragte er mich anschließend, ‚möchten Sie auch so stark sein?‘ Ohne darüber nachzudenken sagte ich ‚ja.‘ Dann veranstaltete er mit mir einen komplizierten Wortassoziationstest, um meine politische Einstellung zu prüfen. Ich bestand diesen Test. Um sechs Uhr hatte ich gepackt, und nun bin ich hier mit meiner Mektromschen Krankheit.“

„Und was geschieht jetzt?“ fragte ich.

„Nun, morgen werde ich in Behandlung genommen“, sagte er ruhig. „Die Behandlung muß vorgenommen werden, ehe die Infektion das erste Gelenk erreicht hat, sonst verliert man das Glied.“ Er betrachtete mich. „Sie haben noch einen Tag mehr Zeit als ich, weil Ihr Ringfinger länger ist als meine Zehe.“

„Wie geht die Behandlung vor sich?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Ich habe versucht, die Behandlungsweise zu esporn, aber das Laboratorium liegt zu weit weg von hier.“

Am nächsten Morgen war Mr. Mullaney verschwunden. Ich sah ihn nie wieder.

Gagen Mittag war die Spitze des Ringfingers an meiner linken Hand so hart wie Stein. Das Jucken hatte jetzt einem tiefen, brennenden Schmerz Platz gemacht.

Um drei Uhr dreißig öffnete sich die Tür. Scholar Phelps trat ein. Er lächelte wohlgefällig.

„Nun“, begrüßte er mich überfreundlich, „treffen wir uns also wieder, Mr. Cornell!“

„Aber unter unerfreulichen Umständen“, sagte ich.

Er nickte. „Leider, jedoch können wir nicht alle glücklich sein.“

„Ich mag nicht sterben.“

„Das mag keiner. Doch vom philosophischen Standpunkt aus gesehen haben Sie nicht mehr Recht, auf Kosten anderer zu leben, als irgendein anderer ein Recht hat, auf Ihre Kosten zu leben. Außerdem, wenn jedem Unsterblichkeit gewährt würde, wäre die Welt überfüllt!“

Ich mußte ihm recht geben, aber ich konnte trotzdem seine Haltung nicht akzeptieren. Er folgte – obwohl er Esper war – meinem Gedankengang. Das war in diesem Falle nicht schwer.

„Nun, ich gebe zu, daß dies nicht gerade der richtige Zeitpunkt ist, um Philosophie oder Metaphysik zu diskutieren. Woran wir interessiert sind, das sind Sie, Mr. Cornell!“

„Wie recht Sie doch haben!“ spöttelte ich.

„Sie wissen natürlich, daß Sie ein Träger sind?“

„Ich bin zu der Überzeugung gekommen. Schließlich ist jeder, mit dem ich in Berührung kam, entweder verschwunden oder wurde Mekstrom – oder beides.“

Scholar Phelps nickte.

„Mr. Cornell, als Träger sind Sie für uns der Grundfaktor, nach dem wir schon seit zwanzig Jahren und länger suchen. Sie sind das letzte Steinchen in unserem Gebäude, die letzte Antwort. Oder besser gesagt – waren es.“

„Waren?“

„Wir wissen immer noch sehr wenig über die Raumpest“, sagte er weiter. „Bei gewissen Krankheiten ist der Träger selbst immun. Bei anderen wiederum läßt sich beobachten, daß der Mensch – durch eine unvollkommene Infektion zum Träger gemacht – immun wird, ohne daß dabei die Erreger getötet werden. Wiederum bei anderen Krankheiten haben wir gesehen, daß der Träger seine Übertragungsfähigkeit verlor, nachdem er schließlich selbst von der Krankheit infiziert wurde. Was wir jetzt wissen müssen, ist folgendes: ist Steve Cornell, der Mekstrom-Träger, jetzt kein Träger mehr, weil er sich die Krankheit selbst zugezogen hat?“

„Wie wollen Sie das herausfinden?“ fragte ich.

„Das ist ein Problem“, antwortete er nachdenklich. „Einige von uns meinen, daß wir Sie nicht behandeln sollten, da die Behandlung den unbekanntem Faktor, der Sie zum Träger macht, zerstören könnte. Die zweite Gruppe vertritt den Standpunkt, daß, wenn wir Sie nicht behandelten, Sie wohl sterben würden, bevor wir unsere Untersuchungen beendet hätten. Und eine dritte Gruppe wiederum ist der Ansicht, daß die Zeit ausreicht, um herauszufinden, ob Sie noch ein Träger sind, in welchem Falle Sie der Behandlung unterzogen würden.“

Ziemlich bitter sagte ich: „Ich nehme an, daß ich selbst dabei gar nichts mitzureden habe.“

„Kaum“, war die brutale Antwort.

„Dann hören Sie endlich auf, in Rätseln zu sprechen! Kommen Sie zur Sache!“ brüllte ich unbeherrscht.

„Sie waren ein Träger, Mr. Cornell, und sollten Sie im-

mer noch einer sein, können Sie von großem Nutzen für das Medizinische Forschungszentrum sein. Verstehen Sie jetzt?“

Natürlich verstand ich. Es war mir klar, daß ich in diesem Falle für die Bande arbeiten sollte, jedoch würde man mich vorher von Behandlung zu Behandlung schleifen, um die Gewißheit über mich zu erlangen. Würde sich herausstellen, daß ich keine Trägerfähigkeit mehr besaß, würde ich wertlos sein, und man ließ mich qualvoll zugrunde gehen.

Da riß mich Phelps Stimme aus meinen Überlegungen. „Das wenigste, das wir tun können, ist, Ihren Finger zu behandeln, Mr. Cornell. Es wäre mir unangenehm, wenn Sie uns beschuldigten, wir hätten uns nicht um Sie gekümmert.“

Er steckte seinen Kopf zur Tür heraus und winkte einer Schwester, die daraufhin mit einer schwarzen Tasche in der Hand eintrat. Scholar Phelps entnahm dieser Tasche eine sogenannte Hautgebläsespritze, deren Inhalt mittels Überdruck direkt durch die Haut in die Blutbahn gejagt wird, ohne dabei die Haut selbst zu verletzen, und einen dünnen, aus Gliedern zusammengesetzten Metallstab. Diesen befestigte er wie eine Schiene unter meinem Finger, verband das daran hängende Kabel mit der Steckdose und schaltete den Strom ein. Die einzelnen Glieder des Stabes bewegten sich und beugten und streckten im gleichmäßigen Rhythmus meinen Finger.

„Ich will Ihnen nichts vormachen“, sagte Phelps trocken, „das wird Ihnen jetzt wehtun!“

Dann setzte er die Hautgebläsespritze an und ließ den

Inhalt in das kranke Glied meines Fingers dringen. Für einen Augenblick spürte ich den Finger kalt und empfindungslos werden. Es war nicht unangenehm. Doch unmittelbar darauf fühlte ich einen wütenden Schmerz in meiner ganzen Hand. Der Schmerz zog sich den Arm hinauf bis zum Ellbogen, und die Muskeln in meinem Unterarm waren zum Zerreißen gespannt.

Phelps zog eine neue Spritze auf und gab sie mir in die Schulter. Der wahnsinnige, fast unerträgliche Schmerz ließ dadurch etwas nach, war jedoch immer noch so stark, daß ich die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht laut aufzuschreien.

„Sie können den Manipulator in etwa einer Stunde abnehmen“, sagte Phelps zu mir. „Inzwischen werden wir mit unseren Tests fortfahren.“

Dann ließ er mich allein.

## 18. Kapitel

Am nächsten Morgen, etwa gegen acht Uhr, klopfte es an die Tür; ein Mädchen trat ein und brachte mir das Frühstück. Es war nicht meine Pflegerin, sondern die blonde Sekretärin aus dem Hauptbüro, die ich bei meinem ersten Besuch kennengelernt hatte.

Sie stellte das Tablett auf den Tisch, blickte sich im Zimmer um und musterte mich dann eingehend.

Da ich von meinem ersten Besuch her wußte, daß sie kein Telepath war, fragte ich laut: „Wo ist die für mich bestimmte Pflegerin?“

„Ich vertrete sie heute“, antwortete sie. Ihre Stimme zitterte.

„Warum?“

Furcht stand in ihren Augen.

„Ist es schrecklich?“ stieß sie flüsternd hervor, ohne meine Frage zu beantworten.

„Was?“

„Die Me...Me...Mekstromsche Kr...Krankheit“, stotterte sie ängstlich. „Tut sie weh?“

Ich dachte an den Schmerz in meinem Finger und versuchte zu lügen. „Ein bißchen“, sagte ich.

Ich griff nach meinen Zigaretten und bot ihr eine an. Langsam, fast zögernd, nahm sie die Zigarette, vermied es jedoch, dabei meine Hand zu berühren. Sie hatte Angst.

„Warum sind Sie hier, und was geht vor sich?“ fragte ich.

Mit spröder Stimme erklärte sie: „Ich – ich wurde hergeschickt, um –“

Ich verstand.

„Etwa auch ein Versuchskaninchen?“ fragte ich schonungslos.

Sie verlor vollständig ihre Beherrschung. Ihr Kopf ruhte plötzlich an meiner Schulter, und sie schluchzte wie ein Kind. Ich streichelte sie sanft, aber sie wich vor meiner Hand zurück, als enthielte sie Gift.

Schließlich nahm sie sich wieder zusammen. „Sie sind ein Träger der Makstromschen Krankheit; und mich hat man zu Ihnen geschickt um herauszufinden, ob Sie immer noch ein Träger sind!“

So etwas hatte ich erwartet.

Zitternd fragte sie mich: „Wie bekomme ich sie, Mr. Cornell?“

Mitleidig blickte ich sie an.

Dann nahm ich ihre Hand in meine Linke und führte sie an meinen Mund. Blitzschnell biß ich sie in einen Finger. Er blutete. Das Mädchen zuckte zusammen. Ihre Augen waren geschlossen. Tief holte sie Atem, aber kein Laut entrang sich ihren Lippen.

„Wenn das nichts hilft, dann kann irgend etwas anderes auch nicht helfen“, sagte ich trocken.

Plötzlich riß sie sich los und rannte zur Tür hinaus, während sie an ihrem blutenden Finger sog.

Ich brauchte keine weitere Erklärung. Ich konnte mir denken, was dahintersteckte. Irgend jemand wollte aus ihr einen Makstrom machen. Vielleicht wurde das Mädchen von einem Mekstrom geliebt, der sie zu seiner Frau begehrte. Oder aber man hatte ihr zu verstehen gegeben, daß sie als Mekstrom in die Gemeinschaft der Übermenschen des

Medizinischen Forschungszentrums aufgenommen werden würde.

Nun, ich hoffte, daß, wenn sie selbst es wünschte, sich der Erfolg meines Bisses einstellen würde.

Am Nachmittag holte man mich wieder und schleppte mich zum Laboratorium. Tests über Tests wurden aneinandergereiht, und müde kehrte ich am Abend in mein Zimmer zurück. Ich warf mich auf mein Bett und war sofort eingeschlafen.

Am nächsten Morgen gegen acht Uhr klopfte es wieder an meiner Tür.

Und wieder trat die Sekretärin ein. Dieses Mal lächelte sie fröhlich.

„Sehen Sie nur!“ rief sie aufgeregt und hielt mir ihre Hand entgegen. Ich esperte sie und nickte. Es bestand kein Zweifel, das erste Anzeichen der Raumpest war zu bemerken.

„Sie sind infiziert“, sagte ich.

„Das weiß ich“, rief sie glücklich. „Dafür könnte ich Sie küssen!“

Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, lag sie in meinen Armen und bedeckte mein Gesicht mit warmen Küssen. Als ich jedoch begann, ihre Küsse mit Begeisterung zu erwidern, befreite sie sich aus meinen Armen und trat zurück.

Ein wenig atemlos stieß sie hervor: „Harry wird Ihnen dafür dankbar sein!“ Und sie meinte damit die Infektion in ihrem Finger.

Als sie gegangen war, dachte ich: ‚Harry sollte lieber tot umfallen!‘

Dann grinste ich vor mich hin.

Ich war also trotzdem ein Träger geblieben und würde nicht zu sterben brauchen, denn ich blieb weiterhin ein wertvolles Objekt, das noch seinen eigenen Willen besaß. Ich konnte mich entweder auf Phelps Seite schlagen, um nur seine auserwählten Aristokraten zu beißen, oder zu den *Versteckten Straßen* zurückgehen, um jeden zu beißen, der mir in den Weg lief.

Ich lachte meinem Spiegelbild zu. ‚Steve, altes Raubtier‘, dachte ich, ‚bevor du jedoch irgend jemand beißen kannst, mußt du erst einmal deinen Weg aus dem Medizinischen Forschungszentrum herausbeißen!‘

## 19. Kapitel

Eine Stunde später zogen sie mir meine Raubtierzähne ohne Betäubung.

Thorndyke kam, um den Fortschritt meiner Infektion zu inspizieren und teilte mir mit, daß ich nun für die eigentliche Behandlung, die in wenigen Tagen stattfinden würde, genügend vorbereitet sei. Er drückte auf eine Klingel. Bald darauf öffnete sich die Tür, und ein vollbeladener Instrumentenwagen wurde von einer Hilfsschwester hereingeschoben.

Mir stockte der Atem.

Die Schwester, die vor mir stand, war Catherine!

Ganz berufsmäßig zog sie eine Spritze auf, die sie Thorndyke reichte. Ein tiefer, beruhigender Blick traf den meinen; ihre Augen lächelten. Ihr Griff war fest, als sie meinen Arm nahm. Thorndyke setzte die Hautgebläsespritze an mein zweites Fingergelenk. Ganz kurz nur flüsterte Catherine mir zu: „Steve, ich bin so froh!“ dann wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu.

Unmittelbar darauf überkam mich wieder die Welle des Schmerzes. Das einzige, woran ich mich noch zu erinnern vermag, war, daß Catherine mir den Schweiß von der Stirn wischte. Dann schnallte man mir den Manipulator an. Catherine senkte ihre Augen tief in die meinen, und ich wußte, daß sie später zurückkommen würde, um mit mir allein zu sprechen. Dies schien alles im Einvernehmen mit Dr. Thorndyke zu geschehen.

Nachdem Catherine gegangen war, lächelte Thorndyke

zynisch: „Sie ist unser Druckmittel, Steve!“ sagte er voller Selbstvertrauen.

„Wie haben Sie das nur fertiggebracht, Thorndyke?“ rief ich.

„Nehmen Sie einmal an, Catherine liebt Sie und möchte nicht, daß Ihnen etwas zustößt!“ sagte er spöttisch.

Dann ging auch er hinaus und überließ mich meinen wirren Gedanken und meiner Pein. Der kleine Manipulator bewegte rhythmisch mein zweites Fingergelenk, und mit jeder Bewegung kam neuer Schmerz.

Bis zu einem gewissen Punkt war alles ganz logisch und leicht zu verstehen. Catherine war hier, weil man sie dazu gezwungen und ihr gesagt hatte: „Kommen Sie zu uns und arbeiten Sie für uns, dann werden wir dafür sorgen, daß Ihr Geliebter nicht qualvoll zugrundegehen muß.“ Soweit war die Sache vernunftgemäß, aber die weiteren Überlegungen blieben rätselhaft. Unter normalen Umständen wäre Catherine so schnell wie möglich zu mir geeilt, genau, wie ich es im umgekehrten Falle getan hätte.

Aber Catherine war klug genug, um zu wissen, daß ich, als der einzig bekannte Träger der Mekstromschen Krankheit, nur als Lebender für das Medizinische Forschungszentrum von Wichtigkeit war und mir somit keine direkte Gefahr drohte.

Warum hatte sich dann Catherine hierher und in die Hände der Bande begeben?

Plötzlich kam mir der böse Gedanke:

*Reorientierung!*

Catherines freundliche Willigkeit, ihnen zu helfen, war bestimmt auf nichts anderes als Reorientierung zurückzuführen.

Der Gedanke, daß man in Catherines Bewußtseinsinhalt herumgepfuscht hatte, erfüllte mich mit maßloser Wut. Ich vergaß darüber meinen Schmerz und begann, wild umherzuespern.

Aber es kam nicht viel dabei heraus. Ich esperte Patienten, Krankenschwestern, Pfleger und ein paar Ärzte. Und endlich fand ich Catherine, die im Laboratorium über einem Autoklaven gebeugt stand. Sie nahm die Anweisungen einer älteren Berufsschwester entgegen, die ihr genau erklärte, was sie zu tun hatte.

Tief holte ich Atem. Ihr Geist war zu beschäftigt, um meine düsteren Gedanken aufnehmen zu können. Das war gut, denn ich wollte nicht, daß mein geliebtes Mädchen erfuhr, in welchem Dilemma ich steckte.

Da ich zu sehr mit Catherine und meinen eigenen Gedanken beschäftigt war, überhörte ich das Klopfen an der Tür. Der Gast stand bereits in meinem Zimmer, als ich in die Richtung der Tür blickte.

Miß Gloria Farrow stand da! Das hatte mir noch gefehlt, und ich rief fast hysterisch: „Nun, das ist ja das reinste Klassentreffen!“

Miß Farrow erwiderte meine Begrüßung nicht. Sie stand wie angewurzelt an ihrem Platz, und ihre telepathische Fähigkeit schien außer Kraft gesetzt zu sein.

„Sie sind ein Dummkopf! Sie –“ brachte sie endlich mühsam hervor.

„Was habe ich denn jetzt schon wieder verbochen?“ brüllt« ich los.

Miß Farrow stürzte plötzlich auf mich zu und fiel wie ein Steinblock in meine Arme. Laut weinte sie auf, den Kopf in meine Schulter gegraben.

Es gelang mir, mich von ihr zu befreien. Ich schüttelte sie sanft und fragte: „Was ist denn los, Miß Farrow?“

„Steve“, sagte sie, jetzt ganz ruhig, „ich bin ein völliger Narr gewesen! Sie müssen weg von hier, solange Sie noch sicher sind!“

„Was? Wo brennt’s denn?“

„Ich war ein schöner Dummkopf, Steve. Wenn James Thorndyke mir befohlen hätte, vom Dach herunterzuspringen, so hätte ich es getan. Verstehen Sie?“

Steve, ich führte Sie an der Nase herum. Ich tat alles, was Thorndyke von mir verlangte. Alles, was ich zu tun hatte, war, Sie immer tiefer in diesen Schlamassel zu verstricken. Dann sollte ich auf seltsame Weise verschwinden. Thorndyke versprach, mich zu heiraten, nachdem ich meine Mission erfüllt hatte.“

Dann blickte sie mich mitleidig an. „Armer Esper“, sagte sie sanft. „Sie konnten wirklich nicht wissen –“

„Was?“ fragte ich scharf.

„Er hielt mich auch zum Narren“, flüsterte sie. Er ist ein hochgradiger Telepath; er besitzt Gedankenkontrolle –“

„Gedankenkontrolle?“ fragte ich tonlos.

„Sie wissen davon nichts“, fuhr sie fort, „aber ein guter Telepath ist in der Lage, einen Schutzschirm zu errichten, der verhindert daß ein Telepath mit geringeren Fähigkeiten die wirklich tiefen Gedanken lesen kann. Thorndyke ist Experte auf diesem Gebiet, er besitzt den Scholarengrad. Er –“

„Lassen Sie uns zur Sache kommen, Miß Farrow“, unterbrach ich.

Tränen standen in ihren Augen. „Ihre süße Catherine hat sich Thorndyke an den Hals geworfen!“

Ich blickte sie mit wachsender Verwunderung an und wollte meinen eigenen Gedankengang entwickeln, aber da fuhr sie fort: „Ihr Unfall war das größte Glück, das Ihnen jemals passieren konnte, Steve!“

Ein entsetzlicher Verdacht stieg in mir auf.

„Seit wann bin ich als Mekstrom-Träger bekannt?“ fragte ich tonlos.

„Seit nicht mehr als drei Wochen, bevor Sie Catherine Lewis kennenlernten“, gab sie zurück. „Diese Zeit brauchte das Medizinische Forschungszentrum, um Ihr Zusammenreffen mit Catherine zu arrangieren.“

Das erklärte einwandfrei Catherines freiwilliges Hiersein. Aber ich wollte es nicht wirklich glauben. Wenn das, was Miß Farrow sagte, der Wahrheit entsprach, so hätte meine Heirat mit Catherine mich unweigerlich Phelps und seiner Clique in die Hände gespielt. Der Unfall mußte wirklich ihre Pläne durchkreuzt haben.

„Das hat er auch“, fiel Miß Farrow ein, die meinem Gedankengang gefolgt war. „Denn dadurch wurde die Untergrundbewegung gezwungen einzugreifen, um Sie vor dem sicheren Tode zu retten. Auf diese Weise wurden für beide Seiten die Pläne umgeworfen.“

„Beide Seiten?“ fragte ich völlig verblüfft.

Sie nickte. „Bis zum Zeitpunkt des Unfalls wußte das Medizinische Forschungszentrum nichts von der Existenz der *Versteckten Straßen*. Aber als Catherine verschwand, wurde Thorndyke mißtrauisch. Er grub in Ihrem Bewußtseinsinhalt und stieß auf das Ereignis mit dem Straßenzeichen und den geistigen Eindruck, den der ältere Harrison bei Ihnen hinterlassen hatte, als er das brennende Auto

anhob, damit Phillip Sie herausziehen konnte. Dann wußte er ...“

„Miß Farrow“, schnappte ich, „da gibt es noch eine Menge zu erklären. Zum Beispiel ...“

Sie hob ihre Hand und gebot mir Schweigen. „Steve“, sagte sie ruhig. „Ich verstehe Sie und weiß, wie schwer es für einen Nichttelepathen ist, einen Menschen zu finden, dem er vertrauen kann. Aber ich versuche, Sie zu überzeugen, daß ...“

Jetzt unterbrach ich Miß Farrow. „Und wie kann ich Ihnen jetzt glauben?“ fragte ich bestimmt, „nachdem Sie ja schließlich auch auf der Seite der Banditen standen!“

Ein bitterer Zug umspielte ihre Lippen. „Ich bin eine Frau“, erklärte sie einfach. „Und ich bin leicht zu beeinflussen. Gerade habe ich erfahren müssen, daß diese Bande hier in uns Frauen nur die Fortpflanzungsmöglichkeit für ihre Rasse von Auserwählten sieht – sonst nichts. Ich aber habe andere Vorstellungen von einer Ehe, Steve. Ich will nicht Kinder aufziehen, denen das Dogma eingepflegt wird, auserwählte Herrscher über die übrige Menschheit zu sein.“

Wieder schickte ich meine Perzeption aus.

Wieder esperte ich das Laboratorium. Catherine stand immer noch über ihre Arbeit gebeugt. Sie war jetzt allein.

Da öffnete sie die Tür. Thorndyke trat ein; Catherine sah von ihrer Arbeit auf und sagte etwas, das ich natürlich nicht erfassen konnte.

„Was sprechen sie miteinander? Miß Farrow, sagen Sie es mir!“ wandte ich mich erregt an die Schwester.

„Ich weiß nicht. Meine telepathische Reichweite ist zu gering für so eine Entfernung.“

Ich fluchte. Aber es bedurfte keiner Worte; Das Benehmen der Beiden sprach eine beredtere Sprache.

Catherine drehte sich um und tätschelte Thorndykes Wange. Sie lachten sich zu. Dann reichte Catherine ihm die Instrumente aus dem Autoklaven. Sie verfolgte seine Bewegungen und machte eine Bemerkung; dann drohte sie ihm kokett mit einem Instrument. Das Ganze war ein Spiel und verriet eine Art Intimität, die nur Menschen zeigen, die sich schon lange kennen. Und jetzt standen sie eng beieinander, lehnten sich an die Wand und unterhielten sich, plötzlich wieder ganz ernst, als gäbe es etwas Wichtigeres zu diskutieren.

Es könnte eine reorientierte oder aber auch die wirkliche Catherine gewesen sein. Ich konnte noch nicht ganz glauben, daß sie falsches Spiel mit mir getrieben hatte. Meine Gedanken gingen verschiedene Wege, bis sich mir eine Frage auf die Lippen drängte: „Miß Farrow, welchen Grad der Telepathie besitzt Catherine?“

„Den Doktorgrad“, antwortete sie.

Wenn Miß Farrow die Wahrheit sagte, war Catherine Telepath genug, um ebenfalls die Gedankenkontrolle zu beherrschen. Sie konnte demnach denken und planen wie sie wollte, selbst in der Gegenwart eines anderen Telepathen, ohne ihre tieferen Gedanken dabei preiszugeben.

Und sie war bestimmt auch klug genug, einen nicht besonders gut ausgebildeten Perzeptiven an der Nase herumzuführen. Mich zum Beispiel. Ich war genauso ein Narr wie Miß Farrow.

## 20. Kapitel

Nurse Farrow ergriff meine Hand. „Steve“, sagte sie schnell, „denken Sie immer nur einen Gedanken! Konzentrieren Sie sich darauf und denken Sie, daß Catherine nur herkam, um Ihr Leben zu beschützen!“

„Was?“

„Denken Sie daran!“ schrie sie fast. „Sie kommt!“

Allmählich begann ich zu verstehen, was sie mir damit sagen wollte. Nachdem ich über Catherine die Wahrheit wußte, hätte ich sie am liebsten zur Hölle gewünscht. Doch ich durfte mir nichts anmerken lassen, mußte Theater spielen und hoffte nur, daß ich mich nicht verraten würde. Ich mußte also ständig daran denken, daß Catherine nur zu meinem Heile hier war, sie nur darauf bedacht war, mein Leben zu beschützen.

Und ich suggerierte mir diese Lüge ein und machte sie zur Wahrheit. Kurz darauf betrat Catherine mein Zimmer.

Als sie Miß Farrow erblickte, sagte sie:

„Das ist meine Aufgabe!“

Miß Farrow, die sich am Manipulator zu schaffen machte, erwiderte kalt: „Tut mir leid, das wußte ich nicht. Gewöhnlich bin ich dafür zuständig.“

„Wie Sie wissen, ist Mr. Cornell mein Verlobter.“

„Das ist mir bekannt. Aber als Hilfsschwester sind Sie nicht befugt und auch wohl nicht in der Lage, einen Patienten für die volle Behandlung vorzubereiten!“

Das war ein scharfer Schuß! Und Catherine gab es auf,

etwas zu erwidern. Sie kam zu mir heran und strich mir sanft über die Stirn.

„Ach, Steve“, seufzte sie, „nun erwartet dich die eigentliche Behandlung. Denke an mich, Steve. Laß dir nicht allzuviel Schmerzen bereiten.“

Ich lächelte dünn und blickte in ihre Augen. Sie waren sanft und warm. Ihre Lippen waren voll und rot. Und diese Lippen hatte ich geküßt und süß gefunden; und ihr Gesicht hatte ich in meinen Händen gehalten! Nein, es war wirklich nicht sehr schwer zu lügen und weiterhin all diese süßen Gedanken zu denken, von denen ich einst erhoffte, sie würden wahr werden ...

Catherine zuckte zurück. Ihr Gesicht wurde plötzlich zu einer Maske, aus der kühle Berechnung sprach. Ich war zu unvorsichtig gewesen und hatte sie durch meinen letzten Gedanken mein Spiel durchschauen lassen.

Catherine richtete sich auf und wollte zur Tür gehen. Ein Schritt – dann brach sie zusammen!

Ich sah, wie Nurse Farrow ruhig eine Hautgebläsespritze aufzog, um Catherine eine zweite Injektion zu geben.

„Das sollte sie für eine Woche bewußtlos machen! Ich wünschte, ich hätte mehr Mut, um einen Mord zu begehen!“ stieß Miß Farrow haßerfüllt hervor.

„Was –?“

„Ziehen Sie sich an“, befahl sie mir. „Es ist kalt draußen!“

Sie warf mir die Sachen aus dem Schrank zu, und ich begann, mich anzukleiden, während sie weitersprach: „Ich wußte, daß Sie Ihre wahren Gedanken nicht lange würden vor ihr verbergen können. Und so mußte ich mich einschal-

ten. Also gab ich Catherine, während ihre ganze Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet war, eine Injektion. Sie hat davon nichts gemerkt, denn das Nervensystem eines Mekstrom registriert solche Lappalien nicht.

Jetzt aber espere Sie den Korridor, Steve!“

Ich gehorchte. Es war niemand draußen.

„Espere Sie weiter die linke Seite des Korridors und schicken Sie Ihre Perzeption bis hinunter zur Tür! Steht dort ein Rollstuhl?“

„Rollstuhl?“ stieß ich hervor.

„Steve, dies hier ist ein Hospital. Selbst ein Mann mit Zahnschmerzen wird im Rollstuhl zur Behandlung gefahren. Und jetzt seien Sie weiterhin wachsam, während ich hinausgehe.“

Sie ließ mich allein mit der am Boden liegenden Catherine.

Nurse Farrow ging den Korridor entlang. Sie schritt ganz berufsmäßig auf den Rollstuhl zu, als hätte sie einen strikten Befehl auszuführen. Dann kam sie zurück, schob den Rollstuhl in das Zimmer und sagte:

„Einsteigen! Und behalten Sie mit Ihrer Perzeption den Korridor weiter im Auge!“

Wir fuhren den Korridor entlang und hatten Glück. Kein Mensch war zu sehen. Wir erreichten den Fahrstuhl. Der Liftboy lächelte uns freundlich zu. Offensichtlich besaß er keinerlei Psi-Fähigkeit.

Als sich der Fahrstuhl in Bewegung setzte, esperte ich einen Arzt im darunterliegenden Stockwerk, der aus einem der Zimmer herauskam und auf den Fahrstuhl zuschritt. Der Arzt drückte auf den Knopf. Der Fahrstuhl kam zum

Halten.

Ich wurde nervös, aber Miß Farrow spielte ihre Rolle vorzüglich. Sie schenkte ihm ein bestrickendes Lächeln, so daß der Arzt nur Augen für die Schwester zu haben schien und mich überhaupt nicht beachtete. Sie kokettierte mit ihm, bis wir das erste Stockwerk erreicht hatten. Der Arzt stieg aus, und wir fuhren weiter bis zum Erdgeschoß. Dort füllte sie bei der Anmeldung ein weißes Formular aus und bestellte einen Krankenwagen.

Das Auto kam. Zwei Männer sprangen heraus, verwandelten den Rollstuhl in eine Bahre und schoben mich in das Krankenauto hinein.

Miß Farrow nahm auf dem Rücksitz Platz. Die beiden Krankenwärter stiegen vorne ein. Der eine übernahm das Steuer, während der andere sich umdrehte und Miß Farrow von Kopf bis Fuß einer eingehenden Musterung unterzog. Was er sah, mußte ihm gefallen haben, denn er stieß einen anerkennenden Pfiff aus. Sie gab den Blick kokett zurück und lächelte den Mann einladend an. Ihr Ablenkungsmanöver hatte wieder Erfolg, ihre angewandte Taktik erwies sich als richtig.

Während ich selbst ihr attraktives Aussehen bewunderte – bis jetzt war mir dies noch gar nicht so aufgefallen, da ich in ihr bisher nie etwas anderes als eine Krankenschwester gesehen hatte – zog sie, von den anderen unbemerkt, zwei weitere Injektionsnadeln unter ihrer Kleidung hervor.

Alles andere wickelte sich folgerichtig ab:

Miß Farrow lehnte sich nach vorn und schob ihr Gesicht zwischen die beiden Männer. „Hat einer von Ihnen eine Zigarette für mich?“ fragte sie burschikos.

Der Fahrer grunzte und wandte Miß Farrow sein Gesicht zu. Der andere suchte indessen nach einer Zigarette. Der Fahrer zog den Anzünder aus dem Armaturenbrett und ließ seine Aufmerksamkeit zwischen der Schwester und der Straße hin- und herwandern. Sein Kollege nahm ihm den Anzünder ab und hielt ihn Miß Farrow diensteifrig hin, bis sie einen tiefen Zug nahm und ihre Zigarette brannte. Der Anzünder wanderte wieder an seinen Platz zurück. Inzwischen hatte Miß Farrow die Injektionsnadeln zur Anwendung bereit. Blitzschnell handelte sie – die beiden Männer sackten in ihren Sitzen zusammen.

Der steuerlose Wagen schwenkte nach rechts ab und nahm direkten Kurs auf einen Baum.

Miß Farrow reagierte sofort. Sie riß das Steuer herum. Doch um Bruchteile von Sekunden zu spät! Ein Krachen – der Wagen war an den Baum geprallt. Ich wurde von meiner Bahre geschleudert und stieß hart gegen die Seitenwand des Wagens.

„Wir müssen heraus, Steve!“ rief Miß Farrow mir zu. „Kommen Sie!“ Dabei zog sie mich hoch.

Als wir aus dem Wrack unseres Wagens gesprungen waren, fragte ich:

„Was tun wir jetzt?“

„Unsere Beine in die Hand nehmen! Folgen Sie mir!“

Damit rannte sie los – ich hinter ihr her. Miß Farrow lief wie ein Wiesel, und ich hatte einige Mühe, ihr auf den Fersen zu bleiben. Sie lief über das hügelige Gelände auf einen vor uns liegenden Gebäudekomplex zu.

Als wir in eine kleine tote Zone gelangten, warfen wir uns keuchend zu Boden, um uns zu verschlaufen.

Wieder ein wenig zu Atem gekommen, richtete sich Miß Farrow auf und wies auf den Gebäudekomplex. „Steve, gehen Sie ein paar Schritte aus der toten Zone heraus und stellen Sie fest, ob Autos auf dem Parkplatz stehen.“

Ich nickte. Wirklich konnte ich einige parkende Wagen mit meiner Perzeption ausfindig machen. Sie standen in einer Reihe vor einem der Gebäude. Eilig zog ich mich wieder in die tote Zone zurück und erstattete Miß Farrow Bericht.

„Espern Sie noch einmal, Steve. Richten Sie jetzt Ihre Perzeption auf die Zündschlüssel; wir müssen zwei Autos stehlen!“

Ich tat, wie mir geheißen.

„In Ordnung, Steve“, empfing mich die Schwester. „Wir werden uns jetzt wie ein Liebespaar benehmen und ganz ungezwungen zu den Wagen spazieren, damit kein Telepath Verdacht schöpft und unser Vorhaben vereitelt. Es ist der einzige Weg, hier herauszukommen“, sagte sie fest.

Nun, Miß Farrow wußte mehr über das Medizinische Forschungszentrum als ich; und wenn sie behauptete, daß dies die einzige Möglichkeit für uns war, aus dem streng bewachten Gelände herauszukommen, so stimmte das wohl auch. Wir machten uns also auf den Weg. Miß Farrow nahm mich beim Arm, und wir schlenderten, uns verliebte Blicke zuwerfend, den parkenden Wagen entgegen.

Es war gar nicht so schwer, nur an süße Gedanken zu denken, denn Miß Farrow war wirklich ein attraktives Mädchen.

Hand in Hand näherten wir uns den Gebäuden und

schritten auf zwei parkende Autos zu. Dann trennten wir uns, winkten uns wie zum Abschied zu, stiegen jeder in seinen Wagen und rasten davon.

Gloria Farrow führte.

Mit lautem Motorengeheul nahmen wir eine Kurve, führen über einen Berg, und dann kam das Haupttor in Sicht.

Gloria Farrow raste mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit hindurch, wobei sie fast das halbe Tor an ihrem Kühler mitschleifte. Metall- und Glassplitter sausten durch die Luft. Ihr Wagen schleuderte zur Seite. Sofort esperte ich ihn.

Miß Farrow kämpfte mit dem Steuer wie ein Rennfahrer. Ihre Hände griffen mit derartiger Kraft hinein, daß sich das Steuerrad verbog. Sie riß es herum und wurde auf die linke Straßenseite geschleudert.

Ein uniformierter und bewaffneter Mann rannte aus dem Wachhaus, das etliche Meter links hinter dem Tor stand. Doch der Mekkstrom, denn um einen solchen mußte es sich handeln, hatte keine Chance. Bevor er seine Maschinenpistole anschlagen und auf den Wagen richten konnte, hatte der Wagen ihn bereits zu Boden gerissen und war über ihn hinweggerollt. Bruchteile von Sekunden später prallte der außer Kontrolle geratene Wagen krachend gegen das hölzerne Wachhaus und zertrümmerte es völlig. Aus dem Wagen, der inmitten der Trümmer zum Stehen gekommen war, schoß eine Stichflamme.

Und dann vernahm ich zum ersten und einzigen Male in meinem Leben eine telepathische Botschaft!

„Steve!“ schrie es in meinem Hirn, „kommen Sie nach, sofort! Jetzt sind Sie an der Reihe!“

## 21. Kapitel

Mein Wagen sprang vorwärts. Ich fuhr durch das zerschmetterte Tor, vorbei an dem bewußtlos am Boden liegenden Wachtposten, vorbei am geborstenen Wachhaus und den Trümmern von Miß Farrows Auto.

Gloria hatte sich inzwischen aus den Trümmern des Wagens herausgearbeitet und kam auf mich zugerannt. Alles geschah so schnell, daß ich gar keine Zeit hatte, den Wagen zu bremsen, und ehe ich recht zur Besinnung kam, war Miß Farrow schon auf das Trittbrett gesprungen, hatte die Tür geöffnet und sich in den Sitz neben mich geschwungen. „Steve“, keuchte sie, „sprechen Sie jetzt nicht, sondern fahren Sie wie ein Verrückter!“

„Wohin –?“

Sie lachte. „Irgendwohin, das ist ganz gleich, nur möglichst schnell weit fort von hier!“

Ich nickte und trat noch ein wenig mehr auf den Gashebel. Miß Farrow lehnte sich zurück, öffnete die Handschuhablage und entnahm dieser ein Erste-Hilfe-Päckchen. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie verletzt war – für einen Mekstrom jedoch nicht gerade erheblich. Sie blutete aus einer Platzwunde an ihrem Oberschenkel und einer Wunde am rechten Arm. Kleine Schnittwunden bedeckten ihr Gesicht, den Hals und die Schultern.

Während ich in rasendem Tempo weiterfuhr und das Medizinische Forschungszentrum hinter mir ließ, verarztete Gloria mit erstaunlicher Gewandtheit ihre Wunden. Als sie damit fertig war, zündete sie zwei Zigaretten an, von

denen sie mir eine reichte. „In Ordnung, Steve“, seufzte sie erleichtert, „jetzt können Sie etwas langsamer fahren.“

Das verhältnismäßig geringe Tempo, das ich jetzt fuhr, erlaubte mir, die Wagenführung nur meinem Esper zu überlassen, während ich meinen Blick Miß Farrow zuwandte. Sie lächelte, aber hinter diesem Lächeln steckte ein fester Zug von Selbstvertrauen. „Nein“, sagte sie nochmals, „wir suchen nicht die *Versteckten Straßen* auf. Wenn wir das täten, würden Phelps und seine Verbündeten Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um es zu verhindern und auch vor einem direkten Angriff nicht zurückschrecken – jetzt, da Sie ein so wichtiger Mann geworden sind. Sie vergessen, daß das Medizinische Forschungszentrum vor der Welt legal dasteht, während die Untergrundbewegung noch gezwungen ist, im Verborgenen zu arbeiten.“

„Nun, wohin fahren wir dann?“ fragte ich vorsichtig.

„Nach Westen“, sagte sie einfach. „Immer westwärts, nach New Mexiko. Zu mir nach Hause.“

\*

John Farrow war ein großer Mann mit grauen Schläfen und scharfen blauen Augen, denen nichts entging. Er war ein guter Perzeptiver, der es sicher weit gebracht hätte, würde er einen vollen Psi-Kurs an einer Universität genommen haben; Mrs. Farrow war der Typ einer älteren Frau mit einem sanften Gemüt, die man gern als Mutter gehabt hätte. Sie war Telepath und wußte, wie es in der Welt zuging. Gloria Farrow hatte auch einen Bruder – James. Er war

nicht zu Hause, sondern lebte mit seiner Frau in der Stadt. Einmal in der Woche kam er zu Besuch.

Sie nahmen mich wie einen Sohn auf. Wir saßen alle zusammen, und Gloria erzählte die ganze Geschichte. Sie untersuchten meine Hand und waren sich darüber einig, daß etwas getan werden mußte. Sie zeigten sich äußerst interessiert am Mekstrom-Problem und waren erstaunt über die Kraft und Ausdauer ihrer eigenen Tochter.

Meine Hand begann wieder zu schmerzen. Die Infektion hatte jetzt auch schon den kleinen Finger und den Mittelfinger ergriffen. Die Schmerzen kamen in Intervallen, und ich wußte, daß sie mich in wenigen Stunden übermannen würden.

Miß Farrow benachrichtigte ihren Bruder James, und er kam sofort aus der Stadt zu uns heraus. Wir alle fertigten einen kleinen, provisorischen Manipulator für meine Hand an. Gloria holte anschließend vom Boden einen großen Kasten mit Instrumenten, die sie sich im Laufe der Zeit für persönliche Zwecke angeschafft hatte.

Nachdem meine Hand die nächste Phase der Infektion durchlaufen hatte, teilte mir die Schwester mit, daß es nun an der Zeit sei, die volle Behandlung vorzunehmen.

Eines Abends ging ich zu Bett, um vier volle Monate darin zuzubringen.

Wie gern würde ich in allen Einzelheiten eine Beschreibung jener vier Monate geben. Aber ich war die meiste Zeit bewußtlos, so daß ich nicht sehr viel berichten kann. Es war alles andere als schön. Mein Arm lag wie ein gefällter Baum in den Apparat geschnallt, der die Glieder rhythmisch bewegte, und mit jeder Bewegung lief ein feuriger

Schmerz, der mich bald in Stücke zerriß, bis zur Schulter hinauf. Nadeln steckten in der Armbeuge und in der Armhöhle, und Blutplasma wurde hineingepumpt, um ein Absterben des Armes zu verhindern, der jetzt bereits völlig aus Mekstromschem Fleisch bestand und daher vom Herzen nicht mehr normal durchblutet werden konnte.

Vollkommen hilflos kam es mir vage zum Bewußtsein, daß ich besser nicht umsorgt sein konnte. Die Intervalle zwischen Bewußtlosigkeit und Erwachen wurden jetzt immer kürzer. Als ich wieder einmal zu mir kam, war mein Hals gelähmt, und das nächste Mal waren es mein Kinn, meine Zunge und mein Gesicht. Später wurde ich taub, und ein anderes Mal wieder erwachte ich, um mich in einem fahrbaren Wiederbelebungsapparat geschnallt zu finden, der mit unerbittlicher Kraft meine Brust hob und senkte.

Das ist alles, was ich weiß. Als der Nebel sich langsam zerteilte und der Schleier endgültig von meinen Augen wich, war es draußen Frühling – und ich ein Mekstrom.

\*

Ich richtete mich im Bett auf.

Es war Morgen. Die Sonne strahlte hell durch das Fenster, und ein leichtes Frühlingslüftchen bewegte sanft die Vorhänge. Es war warm, und der Duft, der hereinstrich, würzig und gut. Das Leben war doch schön!

Die Flaschen, Instrumente und Gummischläuche waren verschwunden, der grausame Manipulator weggeräumt. Nicht einmal ein Fieberthermometer war mehr zu sehen,

und nichts erinnerte mich mehr an die qualvolle Zeit. Und ich war so glücklich, wieder leben zu dürfen! Ich wollte aufstehen und hinauslaufen.

Ich esperte den Kleiderschrank und entdeckte meine Sachen. Anschließend vergewisserte ich mich, ob das Badezimmer frei war.

Ich wollte mich rasieren, duschen, mich anziehen und dann hinuntergehen. Gerade hatte ich mich auf die Bettkante gesetzt, als Nurse Farrow die Treppe heraufgelaufen kam und ohne anzuklopfen in mein Zimmer trat.

„Hallo!“ begrüßte ich sie freudig. „Gerade wollte ich ...“

„Uns überraschen“, sagte sie schnell. „Ich weiß. Deshalb kam ich zu Ihnen, um Ihnen Schwierigkeiten zu ersparen.“

„Schwierigkeiten?“ fragte ich.

„Sie sind jetzt ein Mekstrom, Steve“, erklärte sie mir unnötigerweise. Dann, als sie meine Gedanken gelesen hatte, fuhr sie fort: „Es ist sehr wohl nötig, Sie daran zu erinnern. Sie müssen jetzt erst lernen, mit Ihrer neuen Kraft umzugehen, Steve!“

Ich bewegte versuchsweise meine Arme. Alles schien normal. Ich kniff mich in den Oberarm, meine Haut fühlte sich genauso an wie früher; jedenfalls konnte ich keinen Unterschied feststellen. Ich holte tief Atem, aber die Luft strömte genauso ein und aus wie immer.

„Ich kann keinen Unterschied herausfinden“, sagte ich zu Miß Farrow.

Sie lächelte und gab mir einen Bleistift in die Hand. „Schreiben Sie Ihren Namen“, wies sie mich an.

„Glauben Sie denn, ich hätte inzwischen das Schreiben verlernt?“ grinste ich. Dann nahm ich den Bleistift, faßte

ihn absichtlich ungeschickt wie ein ABC-Schütze, setzte ihn auf ein Stück Papier und lachte dabei Miß Farrow zu. „Nun, jetzt wollen wir einmal sehen; mein Anfangsbuchstabe ist ‚S‘,“ begann ich, „man fängt oben an, macht eine Kurve ...“

Aber ich kam gar nicht bis zur Kurve. Die Bleistiftspitze durchbohrte das Papier und brach ab. Die Tatsache, daß ich keine Kontrolle über meine Reflexe hatte, ärgerte und beunruhigte mich innerlich, und unwillkürlich faßte ich den Stift ein wenig fester. Dabei zerbrach er in drei Stücke.

„Nun, sehen Sie?“ sagte Gloria sanft.

„Aber –?“

„Steve, Ihre Muskeln sind proportionsmäßig um ein Erhebliches kräftiger geworden, und Sie müssen nun erst das Gefühl für die richtige Beherrschung Ihrer neuen Kräfte bekommen.“

Ich verstand, was sie meinte.

„Jetzt nehmen Sie Ihr Bad“, sagte sie fröhlich, „aber Steve, achten Sie bitte darauf, daß Sie die Wasserhähne nicht abdrehen und die Zuleitungen aus den Wänden reißen!“

Ich nickte und streckte ihr meine Hand dankbar entgegen.

„Gloria, Sie sind die Beste!“

Sie nahm meine Hand. Ich fühlte sie in der meinen und stellte fest, daß sie nicht mehr stahlhart, sondern warm und angenehm war – wie eben die Hand einer Frau sein sollte.

„Eines möchte ich Ihnen noch sagen, Steve“, riet sie mir freundlich. „Verkehren Sie von jetzt ab nur mit Menschen Ihrer eigenen Art! – Aber nun machen Sie, daß Sie zum

Duschen und Rasieren kommen. Ich bereite inzwischen das Frühstück.“

Das Duschen war nicht schwer, und ich gab selbstverständlich Obacht, daß ich nicht die Hähne abdrehte. Das Rasieren ging ebenfalls leicht, obwohl ich dreimal die Klingen wechseln mußte. Aus meinem Kamm brach ich sämtliche Zähne, da er nicht für Haare, so fest wie Klavierseiten, bestimmt war.

Das Ankleiden war schon etwas schwieriger. Ich verfring mich mit meiner Ferse in meinem Hosenbein und zerriß den Stoff. Die Schnalle an meinem Gürtel zerbrach ich. Meine Schuhbänder zerrissen unter meinen Händen wie Papierstreifen. Der Kragenknopf an meinem Hemd platzte ab, und als ich die Krawatte band und den Knoten ein wenig festzog, hatte er nur noch die Größe einer Erbse.

Das Frühstück verlief recht angenehm, obwohl ich den Henkel meiner Kaffeetasse abbrach und die Gabel verbog, als ich damit nach dem Schinken griff. Nach dem Frühstück mußte ich feststellen, daß ich keine Zigarette dem Päckchen entnehmen konnte, ohne sie am Ende völlig platt zu drücken. Nachdem es mir gelungen war, eine in den Mund zu stecken und anzuzünden, war die Zigarette beim ersten Zug bis zur Hälfte abgebrannt.

„Es wird noch ein wenig dauern, bis Sie unter normale Menschen können, Steve“, stellte Gloria amüsiert fest.

„Das müssen Sie mir gerade sagen!“ antwortete ich etwas gereizt.

Meine Umerziehung wurde nach dem Frühstück weiter fortgesetzt. Ich zerriß dabei Zeitungen, machte noch einige Bleistifte kaputt und zerbrach schließlich auch noch den

Anspitzer. Mit meinem Ellbogen durchstieß ich eine Türfüllung, ohne dies überhaupt zu bemerken. Zu guter letzt riß ich auch noch die Klinke heraus. Ich benahm mich buchstäblich wie ein Elefant im Porzellanladen und fügte dem Hause Farrow beträchtlichen Schaden Ziu.

Nachdem ich ein schönes Heim so ruiniert hatte, beschloß Gloria, daß ich meine Kraft an ihrem Auto ausprobieren sollte. Ich war viel zu schnell, viel zu hart an den Bremsen und hatte kein Gefühl für das Gaspedal. Wir schossen los wie eine Rakete. Dann trat ich so scharf auf die Bremse, daß wir bald Kopf standen. Schließlich lernte ich, daß alles so angefaßt werden mußte, als wäre es Seidenpapier.

Wir kehrten nach hektischen zwanzig Meilen wieder nach Hause zurück, und zum Schluß zerbrach ich auch noch das Wagenfenster, als ich die Tür zuwarf.

„Es wird noch seine Zeit brauchen“, sagte ich kleinlaut.

„Das tut es immer“, lächelte Miß Farrow freundlich, als ob nichts geschehen wäre.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihren Eltern unter die Augen treten soll, nachdem ich ihnen fast die ganze Einrichtung demoliert habe“, sagte ich bekümmert.

Gibrias Lächeln wurde geheimnisvoll. „Vielleicht bemerken sie es gar nicht.“

„Wieso?“

„Steve, vergessen Sie nicht, daß Sie der einzig bekannte Mekstrom-Träger sind!“

„Mit anderen Worten: Ihre Eltern sind als Nächste für die Behandlung fällig?“

„Ja. Beide befinden sich jetzt schon im letzten Stadium.“

Und wenn sie aufstehen können, dann werden sie ebenfalls Schaden anrichten. Auf mehr oder weniger kommt es jetzt nicht an, Sie brauchen sich deshalb keine Sorgen zu machen, Steve. Außerdem werden meine Eltern Ihnen sehr dankbar sein.“

„Ich tat doch nichts für sie.“

„Sie verschafften ihnen Mekstrom-Körper“, sagte Gloria schlicht.

„War das ihr Wunsch?“

„Ja, gleich, nachdem sie sich von meiner Stärke und allen anderen Vorzügen überzeugt hatten. Sie wußten, daß die Schmerzen groß sein würden, aber sie wollten es trotzdem.“

„Es muß nicht leicht für Sie gewesen sein, drei Mekstrompatienten auf einmal zu pflegen!“

Sie nickte. Dann blickte sie mich aus besorgten Augen an. „Steve, was wollen Sie jetzt tun?“

„Ich werde die ganze Bande auffliegen lassen!“

„Denken Sie doch ein wenig vernünftiger, Steve. Weder die eine noch die andere Seite könnte es zulassen, daß Sie die Regierung in Washington von Ihrer Entdeckung in Kenntnis setzen.“

„Aber ich habe ganz und gar den Eindruck, daß jede der beiden Parteien mich dazu ermunterte und von mir erwartete, daß ich etwas unternehmen würde, was der anderen Gruppe schaden könnte“, dachte ich wütend.

„Denken Sie konzentrierter, Steve“, ging Miß Farrow auf meinen Gedankengang ein. „Ihre Argumente gelten nur für die erste Zeit, in der Sie selbst noch nicht wußten, was vor sich ging und noch keinen Mekstromkörper besaßen.“

Ich brummte mürrisch. „Zugegeben! Aber ich tappe immer noch im Dunkeln. Wollen Sie mir nicht weiterhelfen, Miß Farrow?“

„Nein, Steve, Sie müssen selbst Ihre Schlüsse ziehen, damit Sie zu der Überzeugung kommen, daß man Sie nicht anlügt.“

Das leuchtete mir ein. Und ich entwickelte meine Gedanken weiter.

„Also, da haben wir zuerst einmal einen Mann, bei dem es sich herausstellte, daß er, ohne es selbst zu wissen, ein Träger der Mekstromschen Krankheit war. Dieser Mann bin ich, Steve Cornell. Das Medizinische Forschungszentrum wollte mich für seine Zwecke gewinnen, indem es mir ein junges, attraktives Mädchen auf die Fährte setzte. Planmäßig verliebte ich mich auch in Catherine – dieses Mädchen. Eine schnelle Heirat lag in ihrer Absicht, da sie keinesfalls vor ihrer Ehe von mir angesteckt werden durfte.“ Ich hielt inne. „Miß Farrow, aber da gibt es eine Diskrepanz! Die kleine blonde Sekretärin steckte sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden an!“

„Steve“, beruhigte mich Gloria, „das kann ich Ihnen leicht erklären. Die Inkubationszeit hängt von der Art des Kontaktes ab. Sie bissen die Sekretärin, so daß auf diese Weise ein direkter Blutkontakt zustandekam, der die schnelle Infektion hervorrief.“

„Nun, ich will fortfahren in meinem Zusammenspiel“, sagte ich. „Auf jeden Fall mußten Catherine und ich heiraten, bevor eine Infektion bei ihr sichtbar wurde. Dann wollte man mich, ihren Mann, in ein Abhängigkeitsverhältnis bringen. Es hätte heißen, daß Catherine sich wäh-

rend der Flitterwochen die Raumpest zugezogen habe, woraufhin das Medizinische Forschungszentrum sich ihrer angenommen und sie geheilt hätte. Und für diese ihre Heilung hätte ich natürlich ewig dankbar sein und alles das tun müssen, was das Zentrum von mir verlangte. Und als armer Nicht-Telepath würde ich wahrscheinlich niemals die Wahrheit erfahren haben. – Nun, bin ich auf dem richtigen Wege?“

„Ja, soweit schon“, bestätigte Gloria Farrow.

„Dann hatten wir den Autounfall bei den *Versteckten Straßen* in der Nähe von Harrisons Farm. Die Untergrundbewegung nahm sich Catherines an, weil sie es als ihre Pflicht betrachtete, jedem Opfer der Mekstromschen Krankheit zu helfen. Aus dem Erlebten entnehme ich, daß Catherine ein hochgradiger Telepath ist und die Gedankenkontrolle besitzt, so daß es für sie ein Leichtes war, eine unentdeckte Spionin in der Organisation der *Versteckten Straßen* zu bleiben. Bis zum Zeitpunkt unseres Unfalles war dem Medizinischen Forschungszentrum von der Existenz der *Versteckten Straßen* noch nichts bekannt!

Und nun befand sich das Zentrum in einer schwierigen Lage. Es konnte, nachdem Catherine ausfiel, mich schwerlich mit einem anderen Mädchen in Verbindung bringen, denn ich liebte ja Catherine immer noch – und so wählte man einen anderen Weg. Ich wurde beschäftigt gehalten, indem man mir durch die posthypnotische Suggestion vorschrieb, den *Versteckten Straßen* nachzuspüren. Aber da die Bande ja von meiner Entdeckung wußte, sollte man eigentlich meinen, daß sie meine Mitarbeit als Spürhund nicht mehr benötigte.

Warum setzte mich Phelps dafür ein? Er wußte doch genau, daß ich nie Absicht hatte, die Behörden von der Geheimorganisation in Kenntnis zu setzen; und beide Organisationen mußten doch darauf bedacht sein, daß ihr Geheimnis um keinen Preis gelüftet wurde. Was für eine Erklärung gibt es dafür?“

Ich überlegte lange Zeit. Ich war in einer Sackgasse. Schließlich schüttelte Miß Farrow den Kopf und sagte: „Steve, versetzen Sie sich jetzt einmal in folgende Lage: Sie sind Führer einer Organisation, die geheimgehalten werden muß. Irgendein Fremder deckt diese Organisation auf und will die Regierung davon in Kenntnis setzen. Was wäre Ihr nächster Schritt?“

„In Ordnung“, antwortete ich. „Ich bin wirklich dumm. Natürlich würde ich meine Hörner einziehen, die Straßenzzeichen verstecken und mich so verhalten, als sei nie etwas gewesen.“

„Und auf diese Weise wären Ihrer Organisation die Hände gebunden, und gerade das war es, was Phelps zu erreichen beabsichtigte“, konstatierte Gloria.

Und ich fuhr weiter in meinen Überlegungen fort. „Die Tatsache nun, daß ich eine Geschichte erzählte, die wohl der Wahrheit entsprach, die aber so phantastisch klang, daß ihr kein Glauben geschenkt wurde, hätte mich ins Irrenhaus gebracht. Habe ich recht?“

Gloria nickte stumm.

„Und jetzt?“ fragte sie.

„Jetzt bin ich mit meinem neuen Körper der lebende Beweis für meine Geschichte. Ist das richtig?“

„Ja, Steve, und – vergessen Sie nicht einen einzigen Au-

genblick, daß Sie nur deshalb leben, weil Sie für beide Seiten wert sind, dem Leben erhalten zu bleiben. Als Toter geben Sie nur eine kleine Menge Infektionsmaterial ab.“

„Das verstehe ich nicht“, murmelte ich. „Als medizinisch Bewanderte müssen Sie mir das schon näher erklären, Gloria.“

„Solange Sie leben, wächst Ihr Haar, und es muß geschnitten werden. Sie rasieren sich; Sie müssen sich die Nägel schneiden. Ab und zu verlieren Sie ein kleines Stück Haut oder einige Milliliter Blut. Wenn irgend etwas von diesen Abfällen unter die Haut eines normalen Menschen praktiziert wird, so wird er dadurch zu einem Mekstrom gemacht. Wären Sie jedoch tot, könnten Sie keine neue Substanz mehr liefern. Und Ihre pulverisierte Leiche wäre eines Tages auch aufgebraucht.“

„Wunderbare Aussichten“, brummte ich. „Und was kann ich tun, um dieser Zukunft zu entgehen?“

„Steve, ich weiß es nicht. Ich habe für Sie getan, was ich konnte; ich habe Sie zu einem Mekstrom gemacht und Ihre Reorientierung verhindert; Sie sind also immer noch Steve Cornell.“

## 22. Kapitel

Plötzlich kam mir ein Gedanke. „Wenn ich so unerhört wichtig für beide Gruppen bin – wie konnten Sie mich da vier Monate pflegen, ohne behelligt zu werden?“

„Es bestehen Gesetze für die Unantastbarkeit von Privatbesitz“, sagte Gloria einfach. „Weder die eine noch die andere Partei kann es sich leisten, diese Gesetze zu verletzen. Außerdem weiß keiner wirklich, wo Sie sind. Beide Gruppen waren in der Zwischenzeit nicht müßig. Beide haben Spione ausgeschickt, die jeweils im anderen Lager etwas auskundschaften sollten.“ Gloria lachte. Dann fuhr sie fort:

„Nun, beide Gruppen wissen, daß Sie irgendwo festsitzen und die Behandlung durchmachen. Und beide Gruppen begrüßen es, Sie als einen Mekstrom zu sehen. So hat man Ihnen Zeit gelassen, die Behandlung zu beenden.“

„Es gibt also für mich jetzt nur einen einzigen Weg“, begann ich zähneknirschend. „Ich muß versuchen, mich unbemerkt nach Washington einzuschleichen, um bei der Regierung vorzusprechen und sie von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen. Mit Hilfe der Regierung könnte ich dann eine Station einrichten und nach und nach die übrige Menschheit zu Mekstroms machen.“

„Steve, Sie sind ein Ingenieur und haben als solcher sicher auch Mathematik studiert. Nehmen wir einmal an, daß Sie alle zehn Sekunden einen Menschen beißen können –“

„Das sind sechs Menschen pro Minute; 360 pro Stunde; und 8640 pro Tag“, folgerte ich. „Bei 180 Millionen Ame-

rikanern – nach der letzten Volkszählung – würden nicht einmal sechzig schlaflose Jahre ausreichen ... Jetzt verstehe ich, was Sie meinen.“

„Nicht nur das, Steve. Es würde auch eine Panik ausbrechen, wenn nicht gar ein Weltkrieg. Wollten Sie damit an die Öffentlichkeit treten, so würden bestimmt unsere uns nicht freundlich gesinnten Nachbarn in jedem Falle ihren Anteil fordern. Wie wollten Sie dieser drei Milliarden menschlicher Seelen auf dieser Erde Herr werden?“

„Gloria, Sie haben recht. Ich muß meinen Plan aufstecken. Ich werde also nach Homestead zurückgehen und der Untergrundorganisation meine Hilfe anbieten. Vielleicht können wir eine andere Möglichkeit finden, die übrige Menschheit in Mekstroms zu verwandeln. Schließlich kann ich nicht für den Rest meines Lebens umhergehen und Menschen beißen.“

„Ja, Steve, gehen Sie diesen Weg.“

Ich blickte sie an. „Ich werde mir Ihren Wagen ausleihen müssen, Gloria.“

„Er steht Ihnen zur Verfügung.“

„Und was wenden Sie beginnen, Gloria?“

„Ich denke, ich werde eine neue Station für die *Versteckten Straßen* gründen. Werden Sie es allein schaffen, Steve? Wollen Sie nicht lieber warten, bis meine Eltern kuriert sind? Dann würde ich mit Ihnen fahren. Ich glaube, daß Sie einen Telepathen gut gebrauchen könnten.“

„Denken Sie, daß es ratsam ist, zu warten?“

„Nach den vier Monaten, die Sie hier verbracht haben, sollten ein oder zwei weitere Wochen keine Rolle mehr spielen.“

„In Ordnung. Inzwischen werde ich weiter lernen, mit meinem neuen Körper umzugehen.“

Und dabei blieb es. Ich lernte immer besser die neue Kraft meiner Muskeln zu kontrollieren, lernte, mich unter normale Menschen zu mischen, ohne dabei ihre Aufmerksamkeit zu erregen; und eines Tages gelang es mir sogar, einem Ladenbesitzer die Hand zu schütteln, ohne dabei mein Geheimnis preiszugeben.

Schließlich waren auch Glorias Eltern von der qualvollen Behandlung befreit und neue Mekstrommenschen geworden, mit denen wir noch einige Tage zusammen verbrachten.

Dann machten wir uns auf die Reise.

Wir fuhren in Richtung Texas und hielten nach den Straßenzeichen Ausschau. Ich wollte auch wieder mit den Harrisons Kontakt aufnehmen. Und so stießen wir schließlich auf ein Zeichen, das die gebrochene Speiche aufwies.

Sie zeigte in Richtung einer Seitenstraße und führte uns von der Hauptstraße weg in die bewußte tote Zone. Das Haus, das inmitten von Bäumen vor uns lag, war ein weißes Gebäude. Als wir näher kamen, bemerkten wir einen Mann, der mit einem Traktor das Feld pflügte.

Gloria hielt an.

„Er ist kein Mekstrom, Steve“, flüsterte sie mir zu.

„Aber hier ist doch eine Wegstation, wie das Straßenzeichen angibt.“

„Ich weiß. Aber trotzdem hat dieser Mann keine blasse Ahnung.“

„Was aber ist dann los?“

„Das weiß ich nicht. Er ist Perzeptiver, aber kein sehr

guter. Er heißt William Carroll. Ich werde mit ihm sprechen.“

Der Mann kam zu uns heran. „Suchen Sie jemand?“ fragte er freundlich.

„Ja“, sagte Gloria. „Wir sind Bekannte von – Mannheims, die hier wohnten, und wir wollten sie besuchen.“ Als guter Telepath war es Gloria nicht schwergefallen, den Namen der früheren Bewohner aus dem Bewußtseinsinhalt des Mannes zu entnehmen.

„Die Mannheims sind vor zwei Monaten weggezogen“, antwortete er. „Sie verkauften uns den Platz hier. Weshalb sie weggezogen sind, weiß ich nicht recht.“

„Schade; wissen Sie, wohin sie gegangen sind?“

„Nein“, sagte Carroll bedauernd. „Sie scheinen eine Menge Freunde zu haben. Viele kommen hier vorbei und fragen nach ihnen, aber ich kann den Leuten leider nie Auskunft geben.“

„So mußten sie anscheinend so schnell weg von hier, daß sie nicht einmal mehr Zeit hatten, das Straßenzeichen auszuwechseln; dachte ich besorgt.“

Gloria nickte unmerklich, als sie meine Gedanken gelesen hatte. Dann wandte sie sich wieder an Carroll. „Nun, wir wollen Sie nicht länger aufhalten. Schade, daß die Mannheims weggezogen, ohne ihre neue Adresse zu hinterlassen.“ Damit verabschiedeten wir uns und fuhren wieder zurück auf die Hauptstraße. „Irgend etwas herausgefunden?“ fragte ich.

„Nein“, sagte sie, aber es lag etwas Rätselhaftes in ihrer Stimme. „Nichts, was ein Fingerzeig hätte sein können.“

„Vielleicht ist es ein Zufall, daß die Speiche fehlt“, sagte ich gedankenvoll.

Als wir jedoch auf ein zweites Straßenzeichen stießen, das uns zu einer Farm führte, auf der sich dasselbe wiederholte, wurden wir skeptisch.

Schließlich ließen wir die *Versteckten Straßen* hinter uns und wandten uns der Bundesstraße 66 zu. Bei Amarillo bogen wir in die Bundesstraße 87 ein, die weiter nach Süden führte.

Einige Meilen hinter Amarillo stießen wir auf ein weiteres Straßenzeichen, das uns den Weg nach Süden wies. Ich versuchte mich zu erinnern, ob diese Straße nach Homestead führte, doch hatte ich die Landkarte nicht mehr ganz im Kopf, so daß ich es nicht mit Bestimmtheit sagen konnte.

Kurz darauf sahen wir wieder ein Straßenzeichen mit der fehlenden Speiche, das zu einem Farmhaus führte.

Wir näherten uns dem Hause. Eine Frau trat aus der Tür und winkte uns zu.

„Ich suche eine Familie Harrison“, rief ich, „sie wohnte hier irgendwo in der Nähe.“

Die Frau überlegte. Sie war ungefähr 35 Jahre alt; ein Lächeln überzog ihr Gesicht, und sie machte einen netten und ehrlichen Eindruck.

„Ich kenne die Leute nicht, obwohl mir der Name bekannt vorkommt, aber schließlich ist er nicht selten.“

„Ich weiß“, sagte ich beiläufig. Gloria stieß mich an und machte das Handzeichen ‚P‘, womit sie mir zu verstehen gab, daß die Frau perzeptiv war.

„Kommen Sie doch herein“, forderte uns die Frau auf. „Wir haben ein Telefonbuch, vielleicht ...“

Wieder stieß Gloria mich an und machte das Handzei-

chen ‚M‘. Die Frau also war sowohl perzeptiv als auch ein Mekstrom. Schnell esperte ich ihre Hände. Es gab keinen Zweifel.

Da erschien ein Mann in der Tür. Er war groß und breit-schultrig; ein unergründliches Lächeln stand auf seinem harten Gesicht. „Kommen Sie doch für einen Augenblick herein“, rief auch er uns zu.

Gloria machte das Zeichen ‚T‘ und ‚M‘. Der Mann also war Telepath und ebenfalls Mekstrom; letzteres hatte ich selbst schon durch schnelles Espern herausgefunden. Doch um kein Risiko einzugehen, solange wir nicht wußten, mit wem wir es wirklich zu tun hatten, sagte ich nur: „Vielen Dank, aber wir möchten Sie nicht länger aufhalten, wir wollten nur nach den Harrisons fragen.“

Aber der Mann bat uns nochmals, einzutreten. „Trinken Sie doch eine Tasse Kaffee mit uns!“ sagte er. Das Eindringliche seiner Aufforderung machte mich mehr als stutzig. Ich war wachsam.

Schnell esperte ich die Umgebung. Links am Feldweg, den wir heraufgekommen waren, begann eine tote Zone, die in Hufeisenform das Haus einrahmte. Die Dichte dieser toten Zone variierte, und das Haus stand im undurchdringlichsten Teil, der mit meiner Perzeption zu erfassen unmöglich war.

Wenn man uns von der Flanke her angreifen würde, säßen wir in der Falle!

Während ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, wiederholte der Mann seine Aufforderung. „Kommen Sie herein, wir haben Post für Homestead, die Sie mitnehmen können, falls Sie wollen.“

Gloria antwortete nicht. Blitzschnell riß sie den Wagen herum. Staub und Steine wurden aufgewirbelt und dem Mann ins Gesicht geschleudert. Wir rasten den Feldweg zurück der Hauptstraße zu und ließen den Mann fluchend und den Schmutz aus seinen Augen reibend hinter uns zurück.

Mit meiner Perzeption stellte ich fest, daß gerade ein Jeep mit drei bewaffneten Männern aus der rechten Hälfte der toten Zone hervorbrauste und uns verfolgte.

„Geben Sie Gas, Gloria!“ brüllte ich.

Ich machte mir wegen der Jagdgewehre Sorgen, aber bei unserem schnellen Tempo war dies überflüssig; wir waren zu schnell, um ein gutes Ziel zu bieten; und der Jeep war kein Fahrzeug, das tempomäßig an das unsere nur annähernd heranreichte.

Wir erreichten die Hauptstraße.

„Etwas ist hier oberfaul“, bemerkte Gloria.

Das war auch mir klar. „Nun, aber ich zweifle daran, daß sie in der Lage sind, einen so großen Platz wie Homestead auszuräuchern“, erwiderte ich. „Wir müssen weiter vorsichtig unseren Weg nach Homestead verfolgen und herausfinden, was eigentlich los ist.“

„Kennen Sie die Route?“

„Nein, aber ich weiß, wo Homestead auf der Karte zu finden ist, und so können wir den Weg nicht verfehlen.“

„Steve, zuerst aber espern Sie sorgfältig das Gebiet rechts von uns!“

„Wonach?“

„Ein anderer Wagen verfolgt uns auf einer Straße, auf der anderen Seite jenes Feldes.“

Ich sandte meine Perzeption aus. Es gelang mir nicht, etwas zu entdecken. Ich lehnte mich entspannt in meinen Sitz zurück, schloß meine Augen und versuchte es wieder. Ein nur verschwommenes Bild nahm ich auf, ein großes, sich bewegendes Etwas, das nur ein Auto sein konnte. Und dann empfing ich noch den Eindruck von Waffen. Das reichte mir.

Als Nächstes esperte ich die Straße hinter uns. Nur undeutlich nahm ich ein weiteres Auto, dessen Insassen ebenfalls Waffen trugen, wahr.

Dann sandte ich schnell meine Perzeption in das Gebiet zu unserer Linken aus. Nichts war dort zu entdecken.

„Biegen Sie in die nächste Straße nach links ein“, sagte ich. Gloria nickte. Wenn auch die Umgebung zu unserer Linken nichts Verdächtiges aufzuweisen schien, so besagte dies noch lange nicht, daß in diesem Gebiet nicht ebenfalls Verfolger auf uns lauerten. Die Bande konnte möglicherweise ein ganzes telepathisches Netz ausgeworfen haben, in dem wir uns jetzt rettungslos verfangen hatten.

Aber es blieb uns keine andere Wahl.

Gloria bog in die Seitenstraße ein, ohne das Tempo zu verringern. Meine Perzeption lief auf vollen Touren.

Aus dem Süden, von einem Netz kleiner Straßen her, nahm ich eine erneute Gefahr wahr. Nachdem ich jedoch einen schnellen Blick auf meine Straßenkarte geworfen hatte, ließ ich mich durch dieses Ereignis nicht weiter beunruhigen. Die vielen Straßen trafen auf lange Sicht hin nicht mit unserer Seitenstraße zusammen, und solange wir uns weiter östlich hielten, würden wir entkommen können.

Die Bande verfolgte uns natürlich, doch konnten wir sie uns auf etwa Esperreichweite vom Leibe halten.

„Sie müssen noch schneller fahren, Gloria“, sagte ich und blickte sie dabei an. „Wenn diese Meute uns auf den Fersen bleibt, wird es uns nicht gelingen, nach Süden abzuschwenken und Homestead zu erreichen.“

Gloria fuhr wie der Teufel, aber es half uns nicht viel.

Inzwischen hatten uns unsere Verfolger von drei Seiten eingeschlossen und jagten uns unerbittlich nach Osten.

## 23. Kapitel

Auch während der Nacht ging die Jagd weiter. Ich hatte jetzt das Steuer übernommen, und Gloria war in ihrem Sitz vor Erschöpfung fest eingeschlafen.

Dreimal hatte ich versucht, den Ring der Verfolger zu durchbrechen – vergeblich. Es war offensichtlich, daß unsere Jäger nicht Gewalt anwenden würden, solange wir die Richtung einhielten, in die sie uns systematisch trieben.

Gloria Farrow erwachte gegen Morgengrauen und löste mich wieder am Steuer ab. Ich versuchte zu schlafen, aber ich konnte nicht.

Schließlich sagte ich: „Beim nächsten Rasthaus machen wir Halt, Gloria. Wir müssen etwas essen!“

„Wird das nicht zu gefährlich sein?“

„Das wird sich herausstellen.“

Wir kamen an ein wenig einladend aussehendes Restaurant, aber das war uns gleichgültig. Wir hielten und bestellten Frühstück.

Da wir zu sehr mit dem Essen beschäftigt waren, bemerkten wir nicht den Wagen, der vor dem Rasthaus hielt. Erst, als ein Mann sich zu uns an den Tisch setzte, blickten wir auf.

„Schöner Tag heute für eine Autofahrt“, begann er die Unterhaltung.

Ich musterte ihn. „Ich kenne Sie nicht“, sagte ich eisig.

„Möglich, aber ich kenne Sie, Cornell!“

Schnell esperte ich den Fremden. Natürlich war er ein Mekstrom, aber er trug keine Waffe.

„Ich bin hier, um uns allen Schwierigkeiten zu ersparen“, fuhr er fort. „Wir würden alle viel Zeit und Benzin sparen und wahrscheinlich auch einer Einmischung der Polizei aus dem Wege gehen, wenn Sie ab St. Louis die Bundesstraße 40 einschlagen wollten.“

„Und wenn es mir nicht paßt?“

„Das spielt keine Rolle. Ob Sie wollen oder nicht – Sie werden diese Route nehmen!“

Damit stand er auf, bezahlte seine Zeche zusammen mit der unseren und ging davon.

Gloria blickte mich an. Ihr Gesicht war totenblaß. Sie zitterte. Sie hatte Angst. Mit unsicherer Stimme sagte sie: „Die Bundesstraße 40 führt von St. Louis nach Indianapolis!“

Mehr brauchte sie mir nicht zu sagen. Ungefähr sechzig Meilen nördlich von Indianapolis im Staate Indiana lag Marion und – das Medizinische Forschungszentrum!

Deshalb würde ich mich hüten, die Bundesstraße 40 zu benutzen!

Nach dem Frühstück nahmen wir unsere Fahrt wieder auf.

Ich baute auf St. Louis. Das Zentrum dieser Stadt war eine einzige tote Zone. Und so hoffte ich, dort unsere hartnäckigen Verfolger abschütteln zu können.

Wieder jagten sie uns vor sich her. Wir fuhren wie die Hölle, erreichten St. Louis und verschwanden in der toten Zone. Wir schlichen uns durch den Verkehr, und jetzt psi-blind – genau wie die anderen – konnten wir uns nur auf unsere Augen verlassen. Wir sahen einige Autos mit Nummernschilder anderer Staaten und wichen jedem uns verdächtig erscheinenden sorgfältig aus.

Plötzlich bemerkten wir dicht hinter uns einen verdächtigen Wagen. Um ihm zu entkommen, durchfuhr ich ein Stoplicht und landete zwischen zwei großen Möbelwagen. Ich fuhr langsam zwischen ihnen weiter, um dann in die nächste Seitenstraße abzubiegen.

Aber dazu kam ich nicht mehr.

Der vordere Möbelwagen bremste hart. Ich mußte es ebenfalls tun. Doch der Fahrer des Möbelwagens hinter uns dachte gar nicht daran, anzuhalten. Er fuhr uns ganz einfach an und schob uns vorwärts. Plötzlich öffnete sich vor uns die Rückwand des Möbelwagens, bildete eine Rampe, auf die wir hinaufgeschoben wurden. Die Rampe schloß sich, und wir saßen in der Falle!

\*

Scholar Phelps stand zu unserem Empfang bereit, als unsere bewegliche Gefängniszelle auf den Platz des Medizinischen Forschungszentrums rollte. Auch Thorndyke war da; und drei Schwestern, die Gloria sofort in ihre Mitte nahmen und als Gefangene abführten.

Phelps lächelte selbstgefällig und sagte: „Nun, junger Mann, Sie haben uns eine schöne Jagd geliefert!“

„Geben Sie mir noch eine Chance, und Sie werden eine weitere Jagd haben“, stieß ich wütend hervor.

„Nicht, wenn ich es verhindern kann“, rief er fröhlich. „Wir haben große Pläne für Sie!“

„Was Sie nicht sagen!“ schnappte ich. „Ihre persönliche Politik gefällt mir nicht, und ich verabscheue Ihre Methoden! Sie können diesen Weg nicht weiter gehen ...“

„Da irren Sie, junger Mann“, sagte er ruhig. „Durch Sie ist erst meine Aufmerksamkeit auf die Untergrundbewegung gelenkt worden. Innerhalb von wenigen Monaten ist es mir gelungen, den Vormarsch meiner Gegner zu stoppen, ihre Hauptstreitmacht aufzureiben und ihre weitverzweigten Verbindungslinien zu zerstören. Mit Ihrer Gefangennahme ist nun meine eigene Position völlig gesichert und die Zeit für einen Frontalangriff auf Homestead gekommen!“

„Hören Sie auf!“ brüllte ich. „Sie haben mich gefangen genommen, aber ...“

„Ich weiß, daß Ihr Lebenswille zu groß ist, junger Mann, als daß Sie, nur um unsere Pläne zu durchkreuzen, Ihr Leben opfern würden.“

„Sie wissen ja eine ganze Menge!“

„Ja, das tue ich auch. Aber jetzt bringe ich Sie in Ihr Quartier.“

Die Limousine hielt vor einem dreistöckigen Gebäude, das in einer völlig toten Zone lag.

Scholar Phelps bemerkte mein Erstaunen und erklärte, verbindlich lächelnd: „Nach Ihrer gelungenen Flucht haben wir für unsere unwilligen Gäste neue Quartiere gebaut. Ich hoffe, daß Ihr Aufenthalt hier nur vorübergehend sein wird, Mr. Cornell!“

Mit dem Fahrstuhl brachte mich Phelps in den zweiten Stock, führte mich einen langen Korridor entlang und schob mich dann zu einer Tür hinein.

Ich stand in einem kleinen Raum, einer Zelle, in der ich nun zu überlegen Zeit hatte, ob ich für das Medizinische Forschungszentrum arbeiten wollte oder nicht.

## 24. Kapitel

Ab Phelps mich verlassen hatte, sah ich mir mein neues Quartier genauer an. Der Raum, im Ganzen ungefähr 14 Fuß breit und 18 Fuß lang, war durch ein massives Metallgitter abgeteilt, und der Platz, in dem ich eingesperrt war, ließ mir nur wenig Bewegungsfreiheit. Eine schwere Schiebetür war in das doppelte Gitter eingebaut. Ein Schlitz, gerade groß genug, um ein Tablett mit Essen auf den unmittelbar dahinterstehenden Tisch zu schieben, war ebenfalls in das Gitter eingelassen.

Ich prüfte das Gitter mit meinen Händen, aber selbst mit meinen neuen, kräftigen Muskeln konnte ich es keinen Millimeter weit bewegen.

Die Wände, der Fußboden sowie auch die Decke waren aus Stahl. Das Fenster, nur von der Innenseite vergittert, sollte zweifellos etwaigen Besuchern bei einem Rundgang durch das Medizinische Forschungszentrum verheimlichen, daß es sich bei diesem Gebäude um ein Privatgefängnis handelte.

Ais ich endgültig festgestellt hatte, daß eine Flucht aus diesem Raum eine Unmöglichkeit darstellte, setzte ich mich auf meine Pritsche und zündete mir eine Zigarette an. Ich suchte nach Beobachtungsanlagen und fand eine Fernsehlinse außerhalb des Gitters direkt über der Eingangstür. Neben der Linse befanden sich zwei Öffnungen, die eine Lautsprecher- und eine Abhöranlage enthalten mußten.

Wütend schnippte ich meine Zigarette gegen die Linse. Unmittelbar darauf drang eine blecherne Stimme aus dem Lautsprecher:

„Das ist nicht erlaubt, Mr. Cornell. Wenn Sie sich noch einmal so ungehörig benehmen, wird Ihnen der Luxus des Rauchens verboten werden!“

„Gehen Sie zum Teufel!“ schnappte ich.

Es kam keine Antwort. Schweigen umgab mich wieder.

Da ich nichts anderes zu tun hatte, döste ich vor mich hin. Schließlich mußte ich eingeschlafen sein, denn als ich erwachte, stellte ich fest, daß jemand ein Tablett mit Essen durch den Gitterspalt geschoben hatte. Ich aß ohne Appetit. Dann schlief ich wieder ein. Als ich am nächsten Morgen erwachte, sah ich einen kräftigen Mann in den Vorraum treten. Er brachte mein Frühstück. Ich versuchte, eine Unterhaltung mit ihm zu beginnen, doch blieb der Bursche stumm. Sechs Stunden später, als mir derselbe Mann das Mittagessen brachte, versuchte ich nochmals, ein paar Worte mit ihm zu sprechen. Aber ich erhielt keine Antwort.

Bei Einbruch der zweiten Nacht war ich bereits einem Gefängniskoller nahe.

Am folgenden Morgen ‚servierte‘ mir Dr. Thorndyke persönlich das Frühstück. Er setzte sie außerhalb des Gitters auf einen Stuhl und betrachtete mich ruhig. Aufgebracht rief ich: „Was wollen Sie jetzt mit mir tun?“

„Cornell, Sie haben sich selbst in diese Lage gebracht!“

„Kann schon sein“, gab ich zu.

„Nun, in Ordnung“, sagte er kurz, „die Tatsachen sind folgende: es wäre uns lieber, wenn Sie freiwillig in unsere Dienste treten wollten, und wir würden es vorziehen, Sie so zu übernehmen, wie Sie sind, ich meine – nicht-reorientiert!“

„Sie könnten es sich nicht leisten, mir zu vertrauen“, schnarrte ich.

„Vielleicht doch. Es ist kein Geheimnis, daß wir eine ganze Anzahl Ihrer Freunde in unserer Gewalt haben, und wir werden sie gut behandeln, vorausgesetzt, Sie erklären sich bereit, für uns zu arbeiten.“

„Ich bin sicher, daß meine Freunde eine schlechte Behandlung dem Wunsche, mich in Ihren Diensten stehen zu sehen, vorzögen“, antwortete ich fest.

„Nun, Sie werden Zeit haben, über diese Sache nachzudenken.“ Damit ließ er mich allein, allein mit meinen Gedanken.

Gewiß, ich hatte einen Trumpf in der Hand, aber er zählte nicht viel. In dem Augenblick, wo man eine Methode fand, normales Fleisch mit Mekstromscher Krankheit zu infizieren, war ich, Steve Cornell, der einzige Mekstromträger, wertlos für sie, und man würde mich unweigerlich aus der Welt schaffen.

An diesem Tage geschah nichts mehr weiter. Man gab mir nicht einmal etwas zum Lesen, und ich war fast dem Wahnsinn nahe. Die Zeit schlich dahin; ich versuchte, meine Langeweile ein wenig mit gymnastischen Übungen zu überbrücken, aber man kann ja nicht den ganzen Tag Gymnastik treiben!

Schließlich warf ich mich auf meine Pritsche, und nachdem ich mich einige Zeit unruhig hin- und hergewälzt hatte, übermannte mich doch der Schlaf.

Ich erwachte gegen Mitternacht. Ein Geräusch ließ mich zur äußeren Tür blicken. Helles Mondlicht fiel durch das vergitterte Fenster auf eine Gestalt, die sich deutlich im Halbdunkel abzeichnete.

„Steve“, flüsterte es.

„Geh weg“, rief ich. „Hast du nicht schon genug Unheil angerichtet?“

„O bitte, Steve, ich muß mit dir reden.“

Ich setzte mich auf die Kante meiner Pritsche und blickte sie an. Catherine sah genauso aus, wie ich sie immer gesehen und wie ich sie mir während der langen hoffnungslosen Wochen unserer Trennung stets vorgestellt hatte.

„Was hast du mir zu sagen?“ fragte ich kalt.

„Du mußt verstehen, Steve“, hauchte sie.

„Was verstehen?“ schnappte ich. „Ich weiß schon alles. Du hattest den Auftrag, mich unter allen Umständen fest an dich zu binden; und wenn der Unfall nicht passiert wäre, hättest du auch Erfolg gehabt.“

„Steve, du verstehst nicht richtig – wenn du doch nur meine Gedanken lesen und die Wahrheit erfahren könntest –“

Ich blickte sie an; plötzlich fiel mir etwas Wichtiges ein.

Da wir uns in einer absolut toten Zone befanden, waren Catherines telepathische sowie auch meine Esper-Fähigkeiten vollkommen ausgeschaltet, und zum ersten Mal war sie mir gegenüber nicht im Vorteil. Ich konnte also ein diplomatisches Spiel treiben, konnte heucheln, indem ich ‚ja‘ sagte und ‚nein‘ dachte, ohne daß mein Gegenüber irgend etwas davon merkte.

„Was ist dann die Wahrheit?“ fragte ich.

„Steve, sage mir ehrlich, hast du schon einmal irgend etwas gehaßt und dann doch Gefallen daran gefunden?“

„Ja“

„Dann höre mich an. Ich hatte den Auftrag, dich zu heiraten“ – sie errötete. „Und dann, als ich dich kennenlernte,

Steve, da fand ich, daß du wirklich ein sehr netter Mann warst.“

„Danke für das Kompliment“, sagte ich eisig.

„Sei nicht bitter. Höre die Wahrheit. Wenn Otto Mekstrom niemals existiert, wenn es also keine Mekstromsche Krankheit gegeben und ich dich in Freiheit getroffen hätte, so würde ich dasselbe empfunden haben, Steve. Ich liebe dich wirklich.“

Ich brummte vor mich hin.

„Ja, Steve“, flüsterte sie, „glaube mir, ich wollte dich heiraten und dir eine gute Frau sein –“

„Eine schöne Ehe mit einer Mekstrom-Frau! Und unser erstes Kind –“

„Steve, verstehst du denn nicht? Wäre unser erstes Kind ein Mekstrom-Träger gewesen, dann hätte man sofort dafür gesorgt, daß du infiziert worden wärest. Dann würden wir –“

„Daran hatte ich nicht gedacht“, sagte ich. Aber das war eine Lüge. Natürlich hatte ich mich mit diesen Gedanken beschäftigt und war zu der klaren Erkenntnis gekommen, daß in solch einem Falle ich, Steve Cornell, nicht mehr von Wert für das Forschungszentrum gewesen wäre. Man hätte mich also dann aus dem Wege geräumt!

„Ja, und jetzt habe ich versagt, Steve“, fuhr sie mit weinerlicher Stimme fort.

„Was tut man hier mit Versagern?“ fragte ich scharf. „Reorientieren oder ertränken?“

„Ich weiß es nicht.“

Ich blickte sie an. Obwohl ich wußte, was Catherine mir angetan hatte, mußte ich trotzdem zugeben, daß sie ein sehr anziehendes Mädchen war, das ich tief genug geliebt hatte,

um es heiraten zu wollen. Ich hatte Catherine in meinen Armen gehalten und die Erwidernng meiner Liebe gespürt. Wenn sie jedoch nur Theater gespielt hatte, so war sie eine wirklich gute Schauspielerin, und Scholar Phelps hätte sich keine bessere Person für diese Rolle aussuchen können.

Ich erhob mich von meiner Pritsche und ging an das Gitter heran. Auch Catherine kam mir entgegen, und wir schauten uns in die Gesichter.

Ich brachte es fertig, sie anzulächeln. „Du hast noch nicht versagt, Catherine!“

„Ich verstehe nicht ganz –“ hauchte sie.

Ich gab mir innerlich einen Stoß. „Catherine“, sagte ich, „ich liebe dich immer noch!“

„Wirklich?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

Sie streckte ihre Hände durch das Gitter und streichelte mein Gesicht. Suchend blickte sie in meine Augen, als wollte sie die Dichte der toten Zone durchdringen, um meine Gedanken zu lesen. Dann küßten wir uns durch das Gitter.

Endlich sagte Catherine leise: „Steve, ich begehre dich.“

Innerlich grinste ich, aber ich verlieh meiner Stimme einen traurigen Klang als ich sagte: „Durch dieses Stahlgitter hier?“

Da zog sie einen kleinen Schlüssel aus der Tasche. Sie drehte sich um und ging zur Tür zurück. Unmittelbar neben der Tür war eine Platte in die Wand eingelassen, dort hinein steckte sie den Schlüssel und drehte ihn herum. Die Schiebetür zu meiner Zelle öffnete sich geräuschlos.

Dann, nachdem Catherine einen wachsamen Blick auf mich geworfen hatte, schob sie einen kleinen Riegel vor

das Guckloch in der Tür. Ihre Hand griff nach einem kleinen verborgenen Schieber oberhalb der Tür und zog ihn über den Lautsprecher, die Fernsehlinsen und das Mikrofon.

Danach drehte sich Catherine wieder um und schritt mit halb geöffneten Lippen auf mich zu.

„Halt mich fest, Steve!“

Meine Hand stieß nach vorn und traf Catherine in die Magengrube. Ihr Atem keuchte, ihre Augen wurden glasig. Sie schwankte. Noch einmal holte ich zum Schlage aus. Meine Faust zielte auf Catherines Kinn. Ihr Kopf fiel zurück, ihre Knie wankten. Dann stürzte sie zu Boden.

Schnell sprang ich aus meiner vergitterten Zelle, da ich fürchtete, die schwere Schiebetür könnte von einem Hauptkontrollzentrum aus wieder geschlossen werden.

Catherine bewegte sich jetzt und stöhnte. Aber ich kümmerte mich nicht darum. Hastig zog ich den Schlüssel aus der Wandplatte – die Zellentür schloß sich ruhig.

Kaum hatte ich mich zur Flucht zurechtgemacht, als sich die Tür öffnete und ein breiter Lichtstrom aus dem Korridor hereinflutete. Das Öffnen der Zellentür mußte also einen Alarm ausgelöst haben! Noch in letzter Sekunde gelang es mir, hinter die sich öffnende Tür zu springen. Dr. James Thorndyke stand im Eingang. Seine Hand hielt eine massive Selbstladepistole fest umklammert.

Blitzschnell handelte ich. Mit einem machtvollen Handkantenschlag, der Thorndykes Halswirbel knirschend zerbrach, streckte ich ihn zu Boden. Die Pistole fiel ihm aus der Hand, während er kraftlos zusammensackte und sein Leben aushauchte.

Ich hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge, als ich mich bückte und die Waffe aufhob. Dann wurde es mir zu heiß in diesem Raum. Wie ein Gejagter stürzte ich davon.

## 25. Kapitel

Als ich mich einige Meter von der Tür entfernt hatte, ließ meine Panik nach, und ich konnte wieder klare Gedanken fassen. Schnell blickte ich mich um. Kein Mensch war im Korridor zu sehen.

Ich wußte nicht, was ich mit meiner neugefundenen Freiheit anfangen sollte. Eines war mir völlig klar: sobald ich nur mit einem Fuß die tote Zone verließ, in der das Gebäude errichtet war, hatte man mich. Was ich brauchte, waren Freunde, Waffen, Munition und ein guter Fluchtplan. Aber ich hatte nichts von alledem. Meine Freunde konnte ich nicht befreien, denn es war ein Ding der Unmöglichkeit, in ihre Zellen zu gelangen; die Beobachtungsanlagen würden mich sofort an die Kontrollzentrale verraten haben.

So stand ich in dem großen, erleuchteten Korridor und überlegte. Da wurde ich durch das unmißverständliche Summen des Fahrstuhls am Ende des Korridors zum Handeln gezwungen. Die Gucklöcher in den Türen nach einer leeren und somit von den Beobachtungsanlagen unbewachten Zelle abzusuchen, war nicht mehr möglich. Die Zeit drängte. Und so stürzte ich der Treppe zu, die unmittelbar neben dem Fahrstuhl lag, in der Hoffnung, sie noch zu erreichen, bevor der Fahrstuhl auf meinem Flur hielt.

Ich sprang die Stufen hinunter und war auf der halben Treppe angelangt, als der Fahrstuhl hielt und die Tür aufging. Ich lehnte mich an das Geländer und blickte vorsichtig nach oben zurück.

Gerade noch erhaschte ich mit meinen Augen die Gestalt eines Wächters, der den Fahrstuhl verließ.

Ich kroch die Stufen nach oben und schob langsam meinen Kopf vor, um den Wächter beobachten zu können.

Er schritt den Gang entlang, warf nur flüchtige Blicke durch etliche Gucklöcher und kam schließlich an meine Zelle. Hier verharrte er länger; dann ging er weiter dem Ende des Korridors zu, wo er einen Schlüssel in die Stechuhr schob. Danach kehrte er wieder um. Wieder bei meiner Zellentür angelangt, blieb er stehen, starrte durch das Guckloch. Jedoch war ihm durch den von innen vorgeschobenen Riegel der Einblick verwehrt. Er zuckte die Schultern und setzte dann seinen Weg weiter fort.

Ich schlich die Treppe weiter hinunter bis zum ersten Stock. Der Fahrstuhl kam herunter; hielt. Der Wächter wiederholte hier seine Runde.

Ich schlich mich noch einen halben Treppenabsatz weiter hinunter, legte mich auf den Boden und blickte vorsichtig mit nur etwas vorgeschobenem Kopf in das Erdgeschoß. Am Schreibtisch in der Anmeldung stand mit wutverzerrtem Gesicht – Scholar Phelps!

Der Fahrstuhl kam unten an – hielt, und der Wächter stieg aus.

„Ihre Aufgabe besagt, daß Sie zu *gehen* haben!“ brüllte Phelps den Wächter an.

„Ja, Sir – es ist –“

„Sie haben zu gehen, verstehen Sie?“ schrie Phelps wütend. „Sie können die Treppe nicht beobachten, wenn Sie den Fahrstuhl benutzen, Sie Idiot!“

„Aber Sir –“

„Irgend jemand könnte herunterkommen, während Sie hinauffahren.“

„Das weiß ich, Sir, aber –“

„Warum führen Sie nicht Ihre Befehle aus?“

„Nun, Sir, sehen Sie, ich weiß, wie das Haus hier gebaut ist, und noch keiner hat es jemals verlassen. Wer könnte es auch?“ Der Wächter schaute dumm.

Phelps mußte das zugeben, aber er wollte nicht. „Befehl ist Befehl“, sagte er kalt. „Und Sie haben Gehorsam zu leisten, verstanden?“

„Ja, Sir.“

„Nun, und jetzt werden Sie die Treppe nach oben gehen, während ich mit dem Fahrstuhl hinauffahre. Im dritten Stock treffen wir uns, und dann fahren Sie mit dem Fahrstuhl wieder bis zum Erdgeschoß hinunter.“

„Ja, Sir.“

Wie ein aufgescheuchtes Kaninchen sprang ich wieder die Treppe hinauf. Im zweiten Stockwerk angekommen, lief in den Korridor entlang, um mich in einer kleinen Nische bei einer Tür zu verstecken. Ich hörte den Wächter die Treppen nach oben kommen. Ohne mich zu bemerken, setzte er seinen Weg bis zum dritten Stock fort.

Schnell schlich ich hinter ihm her – stets um einen halben Treppenabsatz zurückbleibend.

Phelps sagte: „Von diesem Augenblick an werden Sie jeden Befehl bis ins Kleinste durchführen. Und wenn ich klinge, dann kommen Sie nicht etwa persönlich mit dem Fahrstuhl nach oben, sondern schicken ihn allein hoch. Sie bleiben unten in der Anmeldung.“

„Ja, Sir. Es tut mir leid. Aber Sie müssen verstehen, Sir, es gibt wirklich nicht viel zu bewachen, Sir.“

Der Wächter fuhr hinunter. Vorsichtig steckte ich meinen Kopf vor, um zu sehen, wohin Phelps ging. Ein Schock traf mich, als hätte man einen Eimer Eiswasser über mich gegossen! Hier war die tote Zone zu Ende! Hastig zog ich meinen Kopf wieder zurück. Ich fand heraus, daß die tote Zone hier nur noch bis zu einem kleinen Stück oberhalb des Fußbodens reichte. Und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich der Länge nach hinzuwerfen, um meinen Weg auf dem Bauche kriechend fortzusetzen.

Aber dann konnte ich nicht mehr weiter. Das kleine Stückchen tote Zone, das mich noch deckte, hörte plötzlich ganz auf.

Vorsichtig schob ich meinen Kopf ein wenig nach vorn und esperte schnell. Dann verschanzte ich mich wieder in der toten Zone, um zum zweiten Male vorzustößen und einen anderen Teil meiner Umgebung zu espern. Beim dritten Male hatte ich in großen Zügen den dritten Stock inspiziert.

Ich esperte ein paar leere Büros, einen modern eingerichteten Operationssaal und einen Raum, der wie ein Konsultationszimmer aussah.

Als ich es das vierte Mal wagte, meinen Kopf aus der toten Zone herauszuschieben, esperte ich Scholar Phelps. Er starrte auf eine Wand und schien intensiv mit etwas beschäftigt zu sein.

Da erhob ich mich in der Annahme, daß in diesem Moment keine Gefahr drohte, stürmte den Korridor entlang und riß die Tür zu Phelps Zimmer auf, gerade, als dieser mit seiner Perzeption die unerwartete Feststellung gemacht

hatte, daß jemand mit einer großen Pistole den Gang hintergelaufen kam.

„Hände hoch!“ rief ich.

„Legen Sie die Waffe nieder, Mr. Cornell. Damit werden Sie nicht Ihre Freiheit erkaufen können.“

„Vielleicht will ich in erster Linie Sie töten!“ sagte ich.

„So närrisch würden Sie nicht sein“, antwortete er.

„Möglicherweise doch.“

Er lachte voller Selbstvertrauen.

„Mr. Cornell, Sie hängen viel zu sehr am Leben. Sie eignen sich nicht zum Märtyrer.“

„Aber ich will hier heraus, Phelps!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich. Einen Schritt nur aus diesem Gebäude – und in einer halben Minute sind Sie wieder hier! Wie sind Sie überhaupt herausgekommen?“

„Man hat mich gewissermaßen ‚herausverführt‘. Und jetzt –“

„Ich rate Ihnen, Vernunft anzunehmen. Geben Sie diesen hoffnungslosen Versuch auf; legen Sie die Waffe nieder. Sie können nicht entfliehen. Hier gibt es Gefangene mit noch größerer Intelligenz, als Sie besitzen, aber auch ihnen ist noch keine Flucht gelungen.“

Kalt und ruhig blickte ich ihn an. „Davon bin ich nicht überzeugt. Ich bin ja schon draußen! Und wenn Sie Ihre Perzeption in den zweiten Stock senden, dann werden Sie einen toten Mann und ein bewußtloses Mädchen espern. Dr. Thorndyke – denn um ihn handelt es sich – brach ich mit einem Schlag meiner bloßen Hand das Genick; und Catherine schlug ich mit der Faust zu Boden. Meine Pistole hier könnte Sie nicht töten, aber ich bin auch ein Mek-

strom, und was ich mit Thorndyke gemacht habe, läßt sich bei Ihnen wiederholen.“

„Mit Gewalttätigkeit werden Sie nichts ausrichten.“

Ich grinste ihn an.

„Ein Schrei von mir, Mr. Cornell, und –“

„– Sie werden nicht mehr leben um zu sehen, was danach geschieht“, beendete ich den Satz. „Heute abend habe ich schon einmal getötet. Das behagt mir nicht gerade, aber der Gedanke daran ist mir jetzt nichts Neues mehr, und ich werde auch Sie töten, Phelps, und wenn es auch nur aus dem Grunde sein sollte, um mein Wort zu halten.“

Zähneknirschend drehte sich Phelps seinem Schreibtisch zu. Blitzschnell esperte ich hinter den Papieren, und als ich den Alarmknopf bemerkte, stürzte ich mich wie eine Rakete auf ihn. Mit meiner schwingenden Pistole versetzte ich ihm einen Schlag an die Schläfe, so daß er zurücktaumelte, bevor sein Finger den Alarmknopf berührt hatte. Dann stieß ich ihn mit der Faust in die Magengrube, da der Schlag mit der Pistole ihn kaum betäubt hatte. Auf meine Faust konnte ich mich verlassen! Phelps stürzte keuchend zu Boden.

Ich drehte mich um und blickte auf die Wand, der Phelps mit so großem Interesse seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Kleine Bildschirme reihten sich aneinander; jeder zeigte das dunkle Innere einer Zelle. Über jedem Bildschirm befand sich ein Lichtknopf.

In Phelps Schreibtisch waren ein Armaturenbrett mit Alarmknöpfen, ein Lautsprecher und ein Mikrofon eingebaut. Und daneben lag eine Liste, die Namen mit den dazugehörigen Zellennummern enthielt.

Ich fand Marian Harrison! Drückte auf den entsprechenden Knopf. Tiefes Atmen drang aus dem Lautsprecher an mein Ohr. Ein grünes Licht blinkte über einem der Bildschirme auf. Schnell ging ich hinüber und blickte in die Zelle. Marian lag auf ihrer Pritsche und schlief.

Ich ging zum Schreibtisch und rief in das Mikrofon:

„Marian! Marian Harrison!“

Auf dem Bildschirm regte sich etwas, dann fuhr Marian verstört hoch.

„Marian, hier ist Steve Cornell, aber schrei nicht!“

„Steve! Wo sind Sie?“ flüsterte sie aufgeregt.

„In der Zentrale.“

„Aber wie um alles in der Welt –?“

„Keine Zeit für Erklärungen! Ich komme sofort mit dem Schlüssel nach unten!“

„Ja, Steve.“

In fliegender Hast ergriff ich die Namensliste und rannte in den zweiten Stock. Als ich in ihre Zelle kam, war Marian bereits fertig angezogen. Ich öffnete ihr Gefängnis, und sie folgte mir zu der Zelle ihres Bruders.

„Was ist geschehen?“ fragte sie atemlos.

„Später“, sagte ich. Dann öffnete ich Phillip Harrisons Zelle. „Sie wecken jetzt Fred Macklin und sagen ihm, daß er herkommen soll. Dann gehen Sie zu Alice Macklin, und Sie beide zusammen wecken dann die anderen und schicken sie hinauf.“

Daraufhin nahm Marian den Schlüssel und die Liste und ging, während ich Phillip Harrison an den Schultern schüttelte. „Aufwachen!“ rief ich. „Aufwachen, Phillip! Hier ist Steve Cornell!“

Phillip grunzte. Er hatte einen wahrhaften Bärenschlaf. Endlich kam er zu sich und blickte mich aus glasigen Augen an. Dann erhob er sich, torkelte zum Waschständer, wo er sein Gesicht ins kalte Wasser steckte. Danach fühlte er sich frischer, und seine Augen drückten Neugier und Erstaunen aus.

„Was gibt es?“ fragte er, während er sich hastig anzog.

„Ich bin ausgebrochen, schlug Scholar Phelps bewußtlos und übernahm den Kontrollraum. Ich brauche Hilfe. Wir können uns nicht lange halten, wenn wir nicht schnell handeln!“

„Haben Sie irgendwelche Pläne?“

„Wir haben –“

Die Tür öffnete sich, und Fred Macklin trat ein. „Was ist los?“ fragte er.

„Ich kann jetzt keine langen Erklärungen abgeben“, sagte ich schnell. „Die Zeit drängt. Die vordringlichsten Gefahrenquellen sind erstens: der Wächter unten im Erdgeschoß an der Treppe, und zweitens: ein möglicher Besucher. Sie, Mr. Macklin, trommeln ein paar junge Männer zusammen und überwältigen den Posten; aber schnell!“

„In Ordnung. Und Sie?“

„Ich muß mich um Scholar Phelps kümmern.“ Damit lief ich wieder nach oben zur Zentrale.

Gerade, als ich eintrat, erwachte Scholar Phelps aus seiner Bewußtlosigkeit. Ich überlegte nicht lange. Mit einem kräftigen, kurzen Schlag in den Magen stieß ich ihn wieder in das Land des Vergessens zurück.

Da trat Marian ein.

Ich drehte mich um. „Sie sollten doch die anderen wecken –“

„Ich gab Jo Anne Tweedy den Schlüssel und die Liste“, sagte sie. „Sie ist ein sehr befähigtes Mädchen, Steve.“ Voller Abscheu blickte sie auf den zusammengesunkenen Phelps. „Was haben Sie mit ihm im Sinn?“

„Er ist wertvoll“, sagte ich. „Wir werden ihn dazu benutzen, um unsere Freiheit zu erkaufen.“

Wieder öffnete sich die Tür. Jonas Harrison stand vor uns und blickte uns grimmig lächelnd an.

Seine Stimme war klangvoll. „Nun, mein Sohn, Sie scheinen in dieser Nacht ja schon eine Menge geleistet zu haben. Was sollen wir als Nächstes tun?“

„Wir müssen hier heraus“, antwortete ich –

– und plötzlich wunderte ich mich darüber, wieso ich sofort gewußt hatte, daß dies Jonas Harrison, Marians Vater, war. Die volle und wohlklingende Stimme hatte in meinem Unterbewußtsein etwas angerührt; dieses schlummernde Etwas war noch nicht zu fassen, aber ich spürte, wie es sich an die Oberfläche drängte und sich zu einem klaren Bilde formen wollte.

Ich blickte von Jonas Harrison weg zu Marian hinüber. Fast genauso, wie ich sie das erste Mal gesehen hatte, stand sie vor mir.

Fest sah ich sie an, doch für Sekunden verschwamm ihr Bild vor meinen Augen und das Catherines schob sich davor. Wachte oder träumte ich? Doch dann verblaßte das falsche Gesicht, und meine Perzeption sowie auch meine Augen erfaßten die wirkliche Marian Harrison.

Marian stand da mit stolzem, aber sanftem Gesicht. Ihre Augen blickten fest in die meinen, als ob sie mich damit zwingen wollte, die verborgene Erinnerung in mir wachzurufen.

Dann sah ich etwas, das ich vorher noch nie an ihr bemerkt hatte. An ihrem Hals hing ein dünnes, goldenes Kettchen. Mit meiner Perzeption stellte ich fest, daß ein Ring durch dieses Kettchen gezogen war. Es gelang mir, die eingravierten Initialen des Ringes zu espern:

SC – MH

Und dann zerriß der Schleier endgültig. Ich wußte, daß Marian Harrison vor langer Zeit mein gewesen war!

Ich schritt auf sie zu, nahm das Kettchen zwischen meine Finger und ließ den Ring in meine Hand gleiten. „Wirst du ihn wieder tragen, mein Liebes?“

„Steve“, flüsterte sie, „ich habe nie aufgehört, ihn zu tragen.“

„Aber ich sah ihn nicht, bis jetzt –“

Jonas Harrison schaltete sich ein. „Nein, Steve, Sie konnten ihn nicht sehen bis zu dem Augenblick des Sich-Erinnerns.“

„Aber sehen Sie –“

„Mir müssen Sie Vorwürfe machen, Steve“, sagte Jonas Harrison mit fester Stimme. „Die Geschichte beginnt und endet mit Ihnen, Steve. Als Marian die Mektstromsche Krankheit bekam, bestand sie darauf, Ihnen die seelische Qual zu ersparen, und so radierte ich jegliche Erinnerung an sie aus Ihrem Gedächtnis, Steve. Und als die *Versteckten Straßen* uns in ihre Gemeinschaft aufnahmen, beließ ich es dabei, da Marian für Sie, als einen Nicht-Mekstrom, immer noch unerreichbar war, genauso, als wäre sie tot. Wenn Sie eine Entschuldigung verlangen, so möchte ich Sie nur bitten, mir zu vergeben, daß ich mit Ihrem Gedächtnis und Ihrer Persönlichkeit gespielt habe.“

„Entschuldigung?“ explodierte ich. „Ich bin hier – wir alle sind hier, und Sie haben mir gerade einen Ausweg gezeigt, aus dieser Mausefalle herauszukommen!“

„Einen Ausweg?“ murmelte er geistesabwesend, so, wie es Telepathen an sich haben, wenn sie sich konzentriert mit einem anderen Geist beschäftigen. Schnell aber erfaßte er meine Worte, und er blickte mich voller Selbstvertrauen an. Marian drückte mich fest an sich und rief: „Steve, es muß gelingen!“ Gloria Farrow, die ebenfalls hereingekommen und der Unterhaltung gefolgt war, sagte: „Natürlich brauchen wir Medikamente!“ Damit lief sie schnell zu einem Wandschrank, der Medikamente und Instrumente enthielt. Howard Macklin und Jonas Harrison vertieften sich in eine wichtige telepathische Unterhaltung. „Wir dürfen jetzt nicht gestört werden, es wäre gut, wenn wir allein bleiben könnten“, bat Jonas Harrison.

Marian schob mich sanft aus dem Zimmer. Phillip kam mit mir und drohte mir scherzhaft mit dem Schlüssel. „Würden Sie die Güte haben, einem Nicht-Telepathen zu erzählen, was für einen Plan Sie sich zum Teufel ausgedacht haben?“ sagte Phillip belustigt.

Ich lächelte. „Wenn Ihr Vater die mentale Kraft hatte, Marian aus meinem Gedächtnis auszuradiieren, so hat er auch die Kraft, eine Reorientierung bei Scholar Phelps vorzunehmen! Einmal den Führer dieser Bande reorientiert, können wir Schritt für Schritt seine gesamten Anhänger reorientieren und somit für unsere Sache gewinnen.“

Danach gibt es nicht mehr viel zu berichten. Das Medizinische Forschungszentrum und die *Versteckten Straßen* sind nun eine gemeinsame Organisation, die alles daran-

setzt, um das letzte Geheimnis der Mekstromschen Krankheit zu lüften. Wir sind noch nicht weitergekommen, und somit bin ich noch ein sehr beschäftigter Mann.

Aber ich will meine Aufzeichnungen nicht beenden, ohne Ihnen allen vorher noch einen ersten Rat zu geben:

Bitte folgen Sie nicht unseren Straßen, es sei denn, Sie sind schon infiziert. Da ich nicht die gesamte Menschheit impfen kann und auch keinem den Vorzug geben will, werde ich nur jene Menschen infizieren, die bereits unter ihren unmittelbaren Familienmitgliedern einen Mekstrom-Kranken aufzuweisen haben. Diese Leute brauchen von jetzt ab niemals mehr von ihren Angehörigen getrennt zu werden. Der Rest der Menschheit muß warten, bis er an der Reihe ist.

Aber wir werden es schaffen – früher oder später. Vor dreißig Tagen wurde Steve jun. geboren. Er ist ein gesunder, kleiner Mekstrom und wie sein Papi auch ein Träger.

ENDE

# **Legion der Zeitlosen**

(TWICE UPON A TIME)  
von CHARLES L. FONTENAY

Die Scouts der Raumflotte mit ihrem Sternenantrieb bilden die ‚Legion der Zeitlosen‘, denn die Naturgesetze stellen sie außerhalb der Gesellschaft des Universums. Sie sind relativ unsterblich, und wenn sie heiraten, sehen sie ihre Frauen stets als Greisinnen wieder, obwohl sie jung und frisch aus dem Weltraum zurückkehren.

Eine Revolution bringt Chaan, den Scout, zu einem fernen Planeten. Er sieht sich vor eine Aufgabe gestellt, die unlösbar scheint. Er muß einen Mann jagen, der klüger, stärker und mächtiger als er zu sein scheint, und der sein Sternenschiff gestohlen hat, um das Geheimnis des Antriebs für die Rebellen zu rauben. Fast zu spät erst erkennt Chaan, daß der Mann, den er jagt, er selbst ist.

Ein Science-Fiction-Roman, der „ankommt“. Verlangen Sie bei Ihrem Zeitschriftenhändler demnächst



**TERRA-SONDERBAND 20**